



Else Ury: Goldblondchen

S. VIII Nr. 5



von
Else Ury

Goldblondchen

Anna Kohler

In derselben Ausstattung und zu gleichem Preise
sind ferner erschienen:

Allerlei fürs Kinderherz I

Märchen, Lieder und Geschichten für Knaben
und Mädchen von **Richard Zoozmann**. Mit zahl-
reichen Textbildern von Margarete Junger-
mann und farbigen Illustrationen nach Originalen
von Wanda Lehre



Allerlei fürs Kinderherz II

Märchen, Lieder und Geschichten für ältere Knaben
und Mädchen von **Richard Zoozmann**. Mit zahl-
reichen Textbildern von Margarete Junger-
mann und farbigen Illustrationen nach Originalen
von Wanda Lehre

Meidinger's Jugendschriften Verlag ^{G.m.} _{b. S.}

Berlin W 66



Else Ury: Goldblondchen

S. VIII Nr. 5



Goldblondchen



von Else Ury

Else Ury



Ury, Goldblondchen 1.

Aus der Jugendzeit.

Goldblondchen

Märchen und Erzählungen
für Kinder von 7-11 Jahren

von

Else Arn

Mit vielen Textbildern von Otto Gebhardt
und farbigen Illustrationen nach Originalen
von Wanda Lehre

28. bis 30. Tausend

Meidinger's Jugendschriften Verlag G.m.b.H.
Berlin



Inhalt:



	Seite
Goldblondchens Märchensack	1
Sternschnuppe	9
Lorchen	24
Sommernachtstraum und Wintermärchen . .	33
In die weite Welt	41
Jungfer Rotnas und Jungfer Naseweis . .	49
In der Rumpelkammer	59
Buckelhannes	67
Goldregen	74
Aus Stein	83
Der Sauberspiegel	92
Annelieses Weihnachtstraum	101
Aus der Jugendzeit	109
Vom dummen Peter, der durchaus das Fliegen lernen wollte	121
Was Großvater Stumpfsahn erlebte . . .	130
Unter dem Hammer	140
Der Kakaobaum	150
Risi Bisi	166
Das Wasser kommt	180
Piepmas, der Gassenjunge	186

Goldblondchens Märchensack.

Goldblondchen, Flachsköpfchen und Seidenhärchen waren Freunde. Goldblondchen hatte einen wirren, blonden Krauskopf, der war so golden und glänzend wie die lichten Strahlen der lieben Sonne, und eine fecke Stupsnase in dem lustigen Kinder- gesicht. Flachsköpfchen besaß eine Lockenperücke und einen abgeschlagenen Fuß, sie konnte „Mama“ und „Papa“ schreien, wenn man sie auf den Bauch drückte. Seidenhärchen aber hatte ein spitzes Schnäuzchen und ein winziges, schwarzweißes Schwänzchen — er war ein allerliebster, kleiner Spitz.

Die drei Spiellkameraden waren ein Herz und eine Seele. Vom ersten warmen Maisonnenstrahl an hockten sie zusammen in der großen Sandgrube hinter dem Garten, denn in die Schule gingen sie alle drei nicht. Seidenhärchen war der älteste von ihnen, und daher der verständigste.

Auch heute saßen sie wieder einträchtig in ihrer „Rute“, wie Goldblondchen die Sandgrube nannte. Das kleine Mädchen arbeitete mit feuerroten Bäckchen. Sie grub eifrig nach Regenwürmern für Flachsköpfchen zum Mittagbrot. Plötzlich hielt sie inne und fuhr sich mit der erdigen Hand durch das Goldhaar.

„Du hast's gut, Flachsköpfchen“, sagte sie mit tiefem Seufzer zu ihrem Puppenkind, das mit steifem Arm den himmelblauen

Sonnenschirm aufgespannt hielt, um keine Sommersprossen zu bekommen. „Ja, du hast's gut!“ wiederholte sie noch einmal sinnend. „Du hast eine kleine Mama, die dir Regenwürmer zum Mittagbrot kocht und dich lieb hat — und ich habe keine. Und du hast einen Papa, der nicht immer verreist ist, sondern bei dir in der Sandkute sitzt.“ Goldblondchen sah liebevoll auf Seidenhärchen, welcher den Papa vorstellte.

Der saß still genießend im warmen Frühlingssonnenschein, nur ab und zu schnappte er nach einer Fliege, die ihm allzu dreist um die Nase furrte. Jetzt erhob er sich gravitatisch, im Bewußtsein seiner väterlichen Würde, und leckte seinem Kinde Flachsköpfchen mit zärtlichem Knurren das Wachsgeßicht.

Goldblondchen begab sich wieder an ihre Arbeit. Still wurde es zwischen den drei Freunden.

„Seidenhärchen — Flachsköpfchen,“ schrie Goldblondchen plötzlich los, „ach, guckt bloß mal, was für einen komischen Regenwurm ich eben gefangen habe!“ Sie zog ihre kleine Kinderfaust behutsam aus dem Erdloch; fest hielt sie ein zappelndes Etwas umklammert.

Seidenhärchen kam mit einem Satz heran, Flachsköpfchen fiel vor Schreck auf den Rücken.

Goldblondchen öffnete ihre Hand — ganz wenig — hopps — da sprang ein seltsam winziges Ding heraus. Es war nicht größer als Goldblondchens Zeigefinger, trug ein sandfarbenes Röckchen und eine spitze Zipfelmütze. Und einen eisgrauen Bart hatte es, der war zweimal so lang wie der ganze, kleine Wicht.

Daran hielt ihn Goldblondchen noch immer fest.

„Bist du ein Regenwurm?“ fragte sie den kleinen, ängstlich hin und her springenden Rauz neugierig.

„Mama — Papa“ — schrie Flachsköpfchen weinerlich, das possierlich herumhopsende Männlein hatte sie auf den Bauch getreten.

Und „wau, wau“ machte Seidenhärchen bedenklich. In seinem ganzen Hundeleben war ihm solch ein merkwürdiger Regenwurm noch nicht begegnet.

Da tat der Regenwurm auch noch den Mund auf und sprach. Wie ein richtiger Mensch sprach er, nur ganz hoch und piepsend klang sein Stimmchen: „Ich bin kein Regenwurm, mein Kind, ich bin ein Erdmännlein und heiße Pumpelstrumpel. Was habt ihr denn hier in meiner Sandgrube zu suchen, ihr kleine Gesellschaft?“

Goldblondchen, Flachsköpfchen und Seidenhärchen sahen sich verdußt an.

Seidenhärchen begann kriegerisch zu blaffen, Goldblondchen aber nahm das Wort für ihre beiden Freunde.

„Deine Sandgrube, du Knirps,“ das kleine Mädchen griff auch noch mit der andern Hand in den Bart des winzigen Gesellen und zauselte ihn wacker, „das ist ja noch schöner! Die Sandkute gehört uns, wir spielen darin schon schrecklich lange, schon drei Tage, merke dir das!“

„Au — au“ — wimmerte das Männlein in dem derben Kinderhändchen, „au — laß los! Kannst du nicht höflicher mit mir umgehen, solche grobe Behandlung bin ich nicht gewohnt!“

Goldblondchen wurde rot und sah auf Flachsköpfchen und Seidenhärchen. Was mußten die beiden nur von ihr denken!

Sie machte einen etwas mißglückten Knix und sagte in artigerem Tone: „Ja, lieber Herr Pumpelstrumpel, die Kute gehört wirklich uns. Aber wenn Sie mit uns spielen wollen, dürfen Sie hierbleiben. Sie könnten vielleicht das Kind von meiner Puppe Flachsköpfchen sein, dann werden Seidenhärchen und ich gleich Großmama und Großpapa.“

Das Männlein sah auf seine in Aussicht gestellte Mutter. Die lag mit zum Himmel gestreckten Armen und halbgeschlossenen Glas-

augen noch immer der Länge nach auf der Erde. Auch der Hundegroßpapa schien dem Männlein wenig einzuleuchten. Es schüttelte sein drolliges Köpfchen so heftig, daß die spitze Zipfelmütze hin und her wackelte.

„Gib mich frei, liebes Mägdelein“, bat es, sich in Goldblondchens Hand windend. „Laß mich wieder hinunter in mein Reich. Harmlos und friedlich machte ich meinen Morgen Spaziergang in einem Mauseloch, da hast du mich mit roher Hand gefangen. Laß mich los, ich schenke dir auch was Wunderschönes.“

„Was denn?“ erkundigte sich Goldblondchen und hielt im Hinblick auf die versprochene Herrlichkeit nur um so fester. „Eine richtige Kochmaschine mit Spiritus, die bringt mein Papa mir schon von der Reise mit. Aber Bonbons, ja viel Bonbons, die könnte ich sehr gut gebrauchen.“

Flachsköpfchen versuchte Goldblondchen mit ihrem abgeschlagenen Fuß leise zu stoßen. Sie hatte ein großes Loch im Strumpf, gerade auf dem Kugelgelenk — ein Paar neue Puppenstrümpfe waren sicher doch viel nötiger.

Seidenhärchen schien ebenfalls nicht recht einverstanden. „Wau, wau“, machte er und wedelte bittend mit dem Stumpfschwänzchen. Das Schönste, was man sich wünschen konnte, war seiner Ansicht nach eine Wurst.

„Spielzeug und Bonbons habe ich nicht, liebes Kind, das kann ich dir nicht geben“, sprach da das Männlein mit seinem dünnen Stimmchen. „Aber etwas viel Schöneres will ich dir schenken — ein Märchen!“

„Ein Märchen —“ Goldblondchen dachte so angestrengt nach, daß sie ganz rot wurde — „ein Märchen, was ist denn das? Kann man das essen, und sind da Rosinen und Mandeln drin?“

Das Männlein lachte und schüttelte sich, daß sein langer Bart Goldblondchen an den Fingern krabbelte.

Um ihren frischen Rindermund zuckte es weinerlich.

„Sie brauchen gar nicht so zu lachen, Herr Pumpschlumpel, Seidenhärchen kennst du Märchen?“ Goldblondchen sah Seidenhärchen an, und Seidenhärchen Goldblondchen. Eins war so klug wie das andere. „Na, sehen Sie, Herr Pumpschlumpel,“ sagte sie erleichtert, „Seidenhärchen weiß auch nicht, was ein Märchen ist, und der ist doch noch älter als ich. Komm, Flachsöpfchen“, sie griff nach ihrem Puppenkind und achtete nicht darauf, daß das Männlein plötzlich dabei ihren Fingern entschlüpfte. „Hast du schon mal von einem Märchen gehört?“ Aber Flachsöpfchen riß ihre gläsernen Blauaugen so erstaunt auf, als ob sie das Wort zum ersten Male vernähme. „Na also, Herr Pumpschlumpel“, meinte Goldblondchen triumphierend und öffnete ein wenig die Hand, um den Kleinen zu sehen — ja, wo war denn der? Da drüben neben seinem Mauseloch stand das fingerlange Männlein und kicherte vergnügt. Es war ihr entwischt!

Nanu — Goldblondchen riß die Augen auf, soweit es nur ging, das Männlein reckte sich — zusehends wuchs es. Schon hatte es die Größe eines Zwerges erlangt, es reichte Goldblondchen jetzt sicher schon bis an die Nasenspitze.

„Nun bin ich frei, du dummes, kleines Menschenkind,“ schmunzelte es, „und könnte wieder in mein Reich hinunter. Aber du dauerst mich, Goldblondchen, daß du keine Märchen kennst. Sag', hast du denn kein Mütterlein, das dir welche erzählt?“

Goldblondchen schüttelte den Kopf mit dem schimmernden, goldenen Gelock.

„Ich habe nur die alte Friederike, die erzählt mir nichts, und

manchmal habe ich auch einen Papa, ja, wenn er auch meistens verreist ist. Aber Flachsköpfchen hat eine kleine Mama, das bin ich, und einen Papa hat sie auch“, sie kraute dem schönmachenden Seidenhärchen zärtlich das Fell.

Das Männlein nickte vor sich hin.

„Armes Kind, du sollst nicht ohne Märchen aufwachsen. Schau, morgen komme ich wieder und bringe dir einen ganzen Sack voll Märchen mit herauf. Die will ich dir alle erzählen.“

Goldblondchen klatschte in die Hände.

„Ach, Herr Pumpelstrumpel, wenn Sie das tun wollten, und Flachsköpfchen und Seidenhärchen dürfen auch zuhören, ja?“

Seidenhärchen begann freundschaftlichst zu wedeln, Flachsköpfchen rief so herzbrechend sie nur konnte: „Papa, Mama“, und — da war das Männlein verschwunden.

Aber am nächsten Tage, als die drei Freunde wieder zusammen in ihrer Sandkute hockten, da begann es mit einem Male in der Erde zu wühlen und zu rascheln. Und plötzlich stand Herr Pumpelstrumpel wieder vor ihnen.

Das Männlein war ganz atemlos, einen schweren Sack schleppte es auf seinem Rücken.

„Alles Märchen, Goldblondchen,“ leuchte es, auf sein Säckchen weisend, „das reicht für den ganzen Sommer.“

„Erzählen Sie, bitte, erzählen Sie, Herr Pumpelstrumpel“, bat Goldblondchen erwartungsvoll und setzte sich in die Mitte zwischen Flachsköpfchen und Seidenhärchen, dem Erdmännlein gegenüber.

Und das Männlein erzählte.

Jeden Tag kam es zu den drei Freunden herauf, und jeden Tag zog es ein neues Märchen aus seinem Sack. Wie lauschte da Goldblondchen mit glänzenden Augen und brennenden Backen! Auch

Flachsköpfchen hörte brav zu, nur Seidenhärchen fand es manchmal interessanter, auf die Späßenjagd zu gehen. Und dabei war er doch der älteste von den dreien.

Die Sommertage vergingen, der Herbst kam mit seinen rauhen



Winden, und die alte Friederike brummte, wenn Goldblondchen noch immer in ihre Sandkute entwischte.

„Heute bin ich das letztemal hier, Goldblondchen“, sagte Herr Pumpelstrumpel an einem recht herbstlichen Tage traurig zu der Kleinen. Das Männlein stellte sein Säckchen neben sich und fing an, seine letzte Geschichte zu erzählen.

Kalt und unfreundlich fegte der Herbststurm über die Sandkiste hin. Goldblondchen merkte es nicht. Auch das Puppenkind saß kerzengerade auf seinem Platz, trotzdem der Wind es unbarmherzig an den Flachshaaren zauste. Dem Hundepapa aber war es zu ungemütlich. Er mußte sich etwas Bewegung machen. Nachdem er die Sandgrube einige Duzend Male umkreist hatte, stieß er plötzlich mit dem Näschen gegen den Märchensack.

Ei — der war ja mit einer wunderschönen Schnur zusammengebunden! Seidenhärchen begann sich etwas angelegentlicher mit dem Band zu beschäftigen. Eine Kordel war auch daran, die war Seidenhärchen tausendmal interessanter, als das schönste Märchen des Herrn Pumpelstrumpel.

Mit seinen spitzen Zähnen fing er an zu zerren und zu nagen — wau, wau — jetzt war das Kunststück geglückt — er hatte die Sacksehnur durchbissen.

Und hui — da kam der Sturm dahergebraust, er griff mit seiner knöchigen Hand in den Märchensack — und hui — da flatterten die Märchen alle davon — hohnlachend trieb der Wind sie vor sich her.

„Die Märchen — meine schönen Märchen!“ schrie Goldblondchen entsetzt und streckte die Arme hinter den davonfliegenden Märchen aus. Das Männlein aber nahm seinen leeren Sack auf den Rücken.

„Weine nicht, Goldblondchen,“ sprach es tröstend zu der Kleinen, „dir habe ich ja jetzt all meine Märchen erzählt. Aber draußen in der Welt, da wohnen viele Kinder, die sie noch nicht kennen. Und im nächsten Sommer kehre ich wieder und bringe dir einen neuen Märchensack mit!“ Damit war das Männlein verschwunden.

Goldblondchens Märchen aber wehte der Sturmwind weit hinaus in die Lande — zu all euch Kleinen.





Sternschnuppe.

Wenn du dir hunderttausend Leitern nimmst, eine über die andere stellst und lustig daran emporklettest, weiter und immer weiter, dann kommst du in das Sternenland.

Ach, wie das da funkelt und flimmert, wie das glänzt und glitzert! Leuchtende Blumensterne wiegen ihre schillernden Köpfschen auf schlankem Stengel, und die großen, dichten Wälder sind über und über mit Sternen besät. Denn im Sternenland wachsen statt der Blätter grünlich flammende Sterne auf den Bäumen, die sehen noch viel, viel herrlicher aus als die Weihnachtsbäume auf Erden.

Das Schönste aber im ganzen Sternenland ist das prächtige Schloß der Königin Nacht. Aus silbernen Sternen ist es erbaut, und das Dach ist aus dunkelblauem Sammet, auf dem Tausende von goldenen Sternlein prangen.

Milde und weise herrschte die Königin Nacht in ihrem Reiche. Wenn es Abend wurde, nahm sie ihr Töchterlein Sternschnuppe an die Hand und wandelte mit ihm in ihrem langen, schleppenden

Gewande, das über und über mit funkelnden Sternen bestickt war, aus dem Schlosse zu den blühenden Gärten hinab. Erst schaute sie nach, ob ihre Diener auch pünktlich den Abendstern angezündet hatten, und dann stieg sie in den goldenflimmernden, aus sieben großen Sternen zusammengesetzten Wagen. Ein kleiner Bär war davor gespannt und — hui, ging es dahin, die glitzernde Milchstraße entlang. Sternschnuppe jauchzte hell auf vor Lust, Königin Nacht aber schlang fest den Arm um ihr Töchterchen, daß es ihr bei der tollen Fahrt nicht herausfiel. Denn bei der Geburt der Kleinen stand es deutlich in den Sternen geschrieben, daß sie dereinst ein Erdenkind werden würde, und Königin Nacht wollte ihren Liebling davor bewahren.

Nur ungern ließ sie ihr Töchterchen durch das große, große Luftmeer hinabblicken, dann sah Sternschnuppe ganz in der Tiefe blaue Berge und grüne Täler, spitze Kirchtürme und kleine Häuschen.

„Ach, Mutter,“ jubelte Sternschnuppe, „schau nur das lustige Spielzeug dort unten, geschwind laß uns hinfahren!“

Aber Königin Nacht schüttelte ernst ihr Haupt mit dem Sternendiadem und sprach:

„Berge, steil, und Ebenen, schiefe,
Wachsen drunten aus der Tiefe,
Strom und Bächlein sie durchqueren,
Felder tragen gold'ne Ähren.
Sieh, das ist die Erde, Kind,
Menschen jene Wesen sind,
Die dort wohnen als die Herrn.
Ach, bleibst stets du ihnen fern,
Wer den Weg zur Erde fand,
Niemals kehrt zum Sternenland!“

Da klammerte sich Sternschnuppe ängstlich an die Mutter und blickte neugierig auf das seltsame Ding, die Erde, hinab. Winzige

Wesen sah sie dort unten herumkrabbeln, das mußten die Menschen sein, von denen die Mutter gesprochen. Rinder aber bekam die kleine Sternschnuppe nicht zu sehen, denn die schliefen schon längst, wenn Königin Nacht mit ihrem Töchterchen spazierenfuhr.

Eines Tages war Sternschnuppe gar nicht brav gewesen.

Sie hatte ihre Rechenegemmel, die Sternlein zusammenzuzählen, falsch gemacht, hatte sich ein großes Loch in ihr blinkendes Sonntagskleidchen gerissen und wollte dem guten, alten Onkel Mond, der in seinem silbernen Schiffchen öfters bei ihnen vorbeisegelte, und der ihr erst neulich das schöne Horn und die niedlichen Mondkälbchen zum Spielen mitgebracht hatte, nicht artig „guten Abend“ sagen.

„Solch unartiges Mädchen darf nicht mit mir ausfahren“, sprach die Mutter streng. „Sternschnuppe, du bleibst heute zu Hause!“ und Königin Nacht fuhr mit dem Sternenwagen und dem kleinen Bären davon.

Sternschnuppe saß am Fenster und baute aus flimmernden Sternenklobchen kleine Kirchen und Häuslein, wie sie sie neulich in der Tiefe auf der Erde gesehen hatte. Denn daran mußte sie noch immer denken.

Trozig warf sie die Lippen auf. Sie wollte nicht zu Hause bleiben — nein — dann ging sie eben allein spazieren! Laut pochte ihr Herzchen, als sie sich ganz heimlich, damit die Hofdamen und Kammerfrauen es nur ja nicht sahen, die funkelnden Sonntagsflüglein anschnallte, denn im Sternenland kann man fliegen. Leise, leise schlich sie sich aus dem Schlosse, an all den vielen Soldaten in den blühenden Sternenuniformen vorbei — jetzt stand sie an der Gartenpforte.

Königin Nacht hatte es ihr streng untersagt, allein aus dem Schloßgarten zu gehen, aber sie dachte nicht mehr an das Verbot der Mutter.

Sie lief die flimmernde Milchstraße entlang, an den glitzernden Sternblumen, die am Wege standen, vorüber. Aber die bunten Blumen steckten die glänzenden Köpfchen zusammen und wisperten:

„Königskind, sei klug und weise,
Pflück' uns für die Erdenreise,
Rehrt auch niemals du zurück,
Wir führ'n dich zum Erdenglück!“

Da brach Sternschnuppe geschwind die leuchtendsten der Sternblüten und wand sie zum blinkenden Strauß. Immer schönere Blumen sah sie emporwachsen, sie lief kreuz und quer und achtete nicht mehr des Weges. Verdauz — da lag sie auf der Nase, sie war über einen großen Stern gestolpert, der mitten auf der Straße lag. Sie wollte wieder aufstehen, aber die Straße ging bergab, sie rollte — immer weiter und weiter — niemand hörte ihr ängstliches Schreien. Jetzt flog sie über den Rand der Milchstraße, und nun hörten die hellen Sternlein plötzlich auf — Sternschnuppe flog durch das große, dunkle Luftmeer.

Su — schwarz und finster war es da, mit einem Male aber traf greller Lichtschein ihre Augen. Sie sauste an dem in gelben Zickzackflammen lodernden Schlosse der bösen Brüder, Donner und Blitz, von denen die Mutter ihr erzählt hatte, vorbei. Laut brüllte der Donner durch sein ganzes Reich hinter ihr her. Ach, wie klopfte da Sternschnuppens Herzchen vor Furcht, aber sie flog weiter, immer tiefer, durch das Reich der lustigen Winde. Vorbei an dem Luftreich des Königs Nebel, dessen schlanke Töchter in grauen, wallenden Gewändern den schwebenden Reigen tanzten, und jetzt — jetzt blieb sie mit den Flüglein an etwas Spitzem hängen. Sie wollte sich losreißen, aber sie saß so fest, daß sie sich nicht bewegen konnte, da begann sie jämmerlich um Hilfe zu schreien.

„Warum rufft um Hilfe du
Und störst nächtlich unsere Ruh?“

hörte sie mit einem Male ein hohes Stimmchen fragen.

Sternschnuppe sah sich um, neben ihr stand ein winziges Männlein in einem braunen Lederwams.

„Ich bin es, Sternschnuppe,“ sagte sie schüchtern, „ich bin aus dem Sternenland herabgefallen und hänge hier fest, willst du mich wohl losmachen?“

„Das will ich gern tun, mein Kind,“ sprach der Knirps, „ich sehe dich trotz der Dunkelheit gut, denn deine Augen leuchten heller als die schönsten Sterne. Nur muß ich erst mein Scherchen holen.“

Bald kam der kleine Wicht zurück, und schnipp-schnapp schnitt er Sternschnuppe ein Stück von ihren Flügeln ab, faßte sie an die Hand und rutschte mit ihr durch ein großes Tor in einen dunklen Turm.

„Wo bin ich?“ fragte Sternschnuppe ängstlich.

„Keine Furcht, Kleine“, lachte das Männchen freundlich. „Du bist auf der Erde, mit deinen Flügeln bist du an dem Kirchturm hängen geblieben, der uns gehört. Meine Brüder und ich, wir sind die Glockenmännlein. Wir hausen in den großen Kirchenglocken; die Brüder schlafen noch alle, und auch du wirfst von der langen Reise müde sein. Komm, leg' dich in mein Bettchen, ich halte inzwischen vor der Tür Wache, daß Uhu und Käuzlein, unsere Feinde, dir nichts anhaben.“

Er führte sie zu seinem kleinen Glockenstübchen, da stand ein niedliches Bett. Sternschnuppe legte sich hinein, und das Bettchen dehnte und dehnte sich, bis es ihr paßte, und da schlief sie auch schon.

Lautes Dröhnen, Klingen und Singen weckte Sternschnuppe plötzlich aus tiefem Schlaf. Das summete, toste und brauste um sie

herum, entsezt schaute sie auf. Da stand auch schon das Glockenmännlein vor ihr und blickte das schöne Mägdlein mit dem golden flimmernden Blondhaar und den klaren Sternenaugen freundlich an.

„Du hast wohl gar Angst vor der Morgenglocke,“ lachte er, „na, daran wirst du dich bald gewöhnen, es soll dir hier oben bei uns schon gefallen.“

„Darf ich denn bei euch bleiben?“ fragte Sternschnuppe froh, denn sie wußte doch nicht, wohin sie auf der fremden, großen Erde gehen sollte.

Der kleine Wicht nickte mit dem Kopf, daß sein langer, weißer Bart die Erde berührte.

„Ich will dich jetzt zu den Brüdern führen,“ sprach er, „du bist zu zart und fein, um unter den Menschen drunten zu leben. Und du hast so strahlende Augen, daß es einem froh ums Herz wird, wenn man hineinblickt. Komm,“ und mit gravitatischen Schritten ging er ihr voran.

In der größten Glocke, die in der Mitte hing, war eine lange Tafel gedeckt. Hier war das gemeinsame Eßzimmer, und da saßen viele winzige Glockengeister bei der Morgensuppe. Als sie hörten, daß Sternschnuppe vom Sternenland herabgefallen war und nun bei ihnen bleiben wollte, freuten sie sich sehr mit dem holden Kinde. Sie rückten gleich freundlich beiseite und ließen Sternschnuppe an ihrer Morgensuppe teilhaben.

Mit großen Augen sah Sternschnuppe erstaunt auf all die possierlichen kleinen Burschen. „Wie heißt ihr denn?“ fragte sie neugierig.

Da begannen sie alle zusammen in singendem Tone:

„Schlid, Schlad, Schlud,
Mick und Muck,

Schnapp und Schnipps,
 Fipps und Stipps,
 Wir kleinen Glockengeister,
 Und Trill ist unser Meister!"

"Ach," lachte Sternschnuppe, "wie soll man euch denn da herauserkennen, wie unterscheidet man euch denn?"

Da traten die gnomenhaften Gesellen nacheinander vor Sternschnuppe hin, machten einen zierlichen Krachfuß, und der erste im grauen Wämslein begann:

"Schaut grau zum Fenster der Morgen hinein,
 Den jungen Tag läutet Schlick dann ein."

Drauf sprach der zweite Kleine im goldenen Strahlenröckchen:

"Wenn die Sonne im Mittag, wenn laut knurrt der Magen,
 Schlaß läutet — geschwind dann die Supp' aufgetragen!"

Nun tat das dritte Glockenmännlein im rosenfarbenen Röckchen den Mund auf und sprach:

"Schluck läutet, wenn rosig die Sonne entschwebt,
 Und Abendfrieden die Menschen umwebt."

Zwei kleine Geister, der eine im bunten Sonntagsröckchen, der andere im grünen Festkleid traten jetzt heran:

"Mick rufet zum Kirchgang am Sonntag laut,
 Muck läutet zur Trauung dem Bräut'gam, der Braut!"

sprachen sie.

Erstaunt schaute Sternschnuppe jetzt auf zwei Männlein in schneeweißem und kohlrabenschwarzer Kutte. Das eine rief mit froher Stimme:

"Dem Kindlein zur Taufe hell läutet Schnapp,
 Schnipps leitet den Menschen zum kühlen Grab!"

fügte das schwarze Männlein mit dumpfer Stimme hinzu.

In gelb, rot und bläulich zuckenden Flammenröckchen traten jetzt zwei Glockenmännlein hervor:

„Fipps' Glocke erdröhnt, wenn der Blitzstrahl grell loht,
Stipps meldet schaurige Feuerstot.“

Nun war nur noch Trill übrig, der kleine Geist, in dessen Glockenstube Sternschnuppe wohnte, der sprach:

„Der älteste bin ich vom Gnomengeschlecht,
Ich sorg' in den Glocken für Ordnung und Recht!“

Jetzt kannte Sternschnuppe die ganze Gesellschaft, und bald war sie gut Freund mit all den kleinen Geistern.

Sie gab Trill, in dessen Stübchen sie wohnen blieb, ihre Flügel und die herrlich glitzernden Sternblumen, die sie im Sternenland gepflückt, zum Aufbewahren und fühlte sich bald heimisch bei den freundlichen Glockenmännlein, die sie über alles liebten.

Am Tage saß sie in dem offenen Turmfenster und blickte weit hinaus in das blühende Land. Ach — was gab es da alles zu sehen auf der Erde. Die fruchtbaren Felder, auf denen die Sensen im Sonnenlicht blinkten, mit den fleißig schaffenden Menschen, die blumigen Wiesen, auf denen stattliche Kühe grasen; lustig schnatternde Gänse und Enten drunten in der Dorfstraße und vor allem lachende, sich fröhlich haschende Kinder. Die Glockenmännlein konnten ihr gar nicht genug von der Erde und den Menschen, die auf ihr wohnten, erzählen.

„Ach, wenn ich doch auch nur einmal herunter dürfte“, meinte Sternschnuppe sehnsüchtig, aber ihre kleinen Freunde wollten davon nichts hören.

Auch die Schwälbchen, Sternschnuppens lustige Spielgefährten, die am Kirchendach nisteten, und die auf ihren schlanken, blauen Flügeln doch so weit in der Welt herumgekommen waren, meinten, so schön wie hier oben bei den Glockengeistern sei es nirgends sonst auf der Erde. Sie zwitscherten der kleinen Sternschnuppe ihre

schönsten Lieder vor, damit sie sich nicht langweile. Und Meister Storch, der den Kirchturm bewachte, hatte die Kleine ganz besonders in sein Herz geschlossen, der erzählte wunderschöne Märchen aus den fernen, warmen Ländern, in die er zur Winterszeit reiste.

So lebte Sternschnuppe viele Wochen droben im Glockenstübchen des Kirchturms. Nur des Abends, wenn die Sternlein am Himmel aufzogen, blickte sie sehnsüchtig zu ihrer Heimat empor. Dann zeigten ihr die Glockenmännlein die Sternbilder, den Großen Wagen, den Kleinen Bär und die Milchstraße, auf der sie so oft gefahren; aber die Sterne sahen von unten alle so matt aus, gar nicht so glänzend wie im Sternenland droben.

Ach — und ihre Mutter, die Königin Nacht, bekam sie niemals zu sehen, die hüllte sich, seitdem ihr Töchterchen verschwunden, stets vor Kummer in dicke Wolkenschleier. Ja, sie war sehr, sehr traurig, die Königin Nacht, daß sie ihre kleine Sternschnuppe nun für immer verloren hatte, und daß die Prophezeiung bei der Geburt der Kleinen, daß sie einst ein Erdkind werden müsse, in Erfüllung gegangen war. Den guten Bevatter Mond sandte sie als Boten aus, der sollte ihr Nachricht bringen, wie es ihrem Töchterchen drunten erginge. Und der Mond ließ seine Silberstrahlen durch alle Ecken und Winkelchen der Erde huschen, aber Sternschnuppe konnte er nicht finden, denn die schlief ja in ihrem Glockenstübchen, da konnte der Mond nicht hineinleuchten.

Eines Tages dröhnte dumpf und schwer die Trauerglocke. Schnipps hatte sein traurigstes Gesicht aufgesetzt, denn drunten auf dem kleinen Friedhof, wo die schönen, weißen Rosen blühten, begrub man heute ein junges Menschenkind. Weinend stand die Mutter an dem rasenbelegten Erdhügel; und auch der kleinen Sternschnuppe, die ein weiches Herzchen hatte, liefen die Tränen aus hellen Augen-

sternen, als sie den Jammer der armen Mutter von ihrem Turm-
fensterchen mitansah.

Jeden Tag kam die Mutter zu dem kleinen Grabe und schmückte
es mit Blumen, aber nun wurde es kalt, bitterkalt, die Winde heulten
und piffen um den Kirchturm, und die weißen Rosen verblühten.
Die Glockenmännlein froren nicht, die krochen tief in ihre Glocken
hinein und waren solche Kälte gewöhnt. Aber die zarte, kleine Stern-
schnuppe, die nur das schöne, warme Sternenland kannte, in dem es
das ganze Jahr Sommer war, bebte an allen Gliedern vor Frost.

„Ihr müßt das Kind fortgeben,“ sagte eines Tages Meister
Storch ernst zu den Männlein, ehe er fortzog, „es erfriert euch hier
oben im strengen Winter, ihr müßt es zu guten Menschen geben,
die eine warme Stube haben.“

„Ja,“ sprach Sternschnuppe, „ich will auf die Erde zu den
Menschen, ich will zu der armen Mutter gehen, deren Kind drunten
auf dem Kirchhof schläft, ich will sie trösten und sie wieder froh machen.“

Da willigten die Glockenmännlein schließlich ein. Trill gab ihr
ihre Flüglein und den Strauß Sternblumen wieder, und sie nahmen
betrübt Abschied von ihrer lieben Sternschnuppe. Und nachdem
Schluck leise und wehmütig die Abendglocke gezogen hatte, schnallte
sich Sternschnuppe wieder ihre blitzenden Flüglein um und wollte
davonfliegen.

Aber ach — die Flüglein waren zu kurz geworden, das Glocken-
männlein hatte ein zu großes Stück mit seinem Scherchen abgeschnitten,
Sternschnuppe konnte nicht mehr fliegen. Nun wußte sie, daß
sie niemals in ihre Heimat zurückkehren konnte. Die Sternblumen
aber, die sie in der Hand hielt, flüsterten ihr tröstend zu:

„Hat die Heimat dich verbannt,
Kön'gin wirft im Erdenland!“

Da dankte Sternschnuppe den guten Glockengeistern noch einmal, dann stieg sie auf den Rücken des Storches, und dieser trug sie auf schnellen Flügeln davon, hinab auf die Erde zu dem freundlichen Schloßgärtnerhäuschen, in dem die arme Mutter wohnte.

War das ein Glück und eine Freude in dem kleinen Häuslein, als die junge Frau am Morgen das liebliche Mägdlein auf der Schwelle fand.

„Komm, Mann,“ rief sie jubelnd, „und schau, was der liebe Gott uns für einen Ersatz für unser totes Mariechen vor die Thür gelegt hat!“

Und als Sternschnuppe sie mit ihren Blauaugen so recht freundlich anschaute, da hatte sie all ihren Kummer vergessen, denn Sternschnuppens Augen machten jeden froh und glücklich, wer immer hineinsah.

So hatte die kleine Sternschnuppe wieder ein liebes Mütterchen unten auf der Erde gefunden, und auch der Schloßgärtner war wie ein Vater zu dem fremden Kinde. Sternschnuppe aber wuchs zu einer wunderschönen Jungfrau heran, und wer im Dorfe krank und traurig war, kam zu ihr, und ihre Sternenaugen machten ihn wieder gesund und fröhlich.

Fleißig ging Sternschnuppe der Mutter im Hause an die Hand, und dem Vater half sie bei seinen Blümlein draußen im Schloßgarten. Die erste war sie früh aus dem Bette, wenn Schick droben auf dem Kirchturm die Morgenglocke zog; und wenn die Abendglocke längst verhallt war, schaffte sie noch emsig.

Und der Mond, der seine kleine Freundin gleich entdeckt hatte, hielt jeden Abend sein Silberschiffchen über dem Gärtnerhäuschen an, schaute freundlich auf die fleißige Sternschnuppe herab, und berichtete dann der Königin Nacht, wie gut es ihr Kind auf Erden hatte.

Eines Tages traf es sich, daß der König, dem der Schloßgarten gehörte, mit seinem Sohne dorthin in das Schloß zur Jagd kam. Denn der Königssohn sollte sich zerstreuen, bleich und traurig ging er stets umher, und die berühmten Ärzte, die der König rufen ließ, zuckten die Achseln, sie wußten sich keinen Rat mehr gegen die Krankheit des Prinzen.

Da ließ der König voll Sorge um seinen einzigen Sohn die weisen Männer des Landes zusammenberufen. Die schlugen Bücher mit seltsamen Zeichen auf, murmelten schaurige Zauberformeln und schauten die ganze Nacht über deutend zu dem flimmernden Sternenhimmel empor, dann sprachen sie:

„Erde, Wasser, Feuer, Luft
Bringt den Prinzen in die Gruft,
Aus den Sternen ward bekundet,
Nur durch Sterne er gefunden!“ —

So wandelte der arme Königssohn allnächtlich durch den Schloßpark und blickte sehnsüchtig zu den Sternen auf, die allein ihm Rettung bringen sollten. Aber es wurde immer schlimmer mit ihm.

Eines Abends arbeitete Sternschnuppe noch spät im Garten, sie sammelte würzige Kräuter ein, da stand plötzlich der kranke Prinz vor ihr. Sternschnuppens Herz schlug voll Mitleid für den armen Prinzen, es pochte so laut, daß sie nicht einmal „guten Abend“ sagen konnte.

„Wer bist du?“ fragte der Königssohn mit müder Stimme.

„Sternschnuppe nennt man mich“, war die Antwort des Mägdleins.

Da seufzte der Prinz laut auf, blickte zu den Sternen empor, ob ihm denn noch immer nicht Hilfe würde und schaute die Jung-

frau überhaupt nicht an. Leise weinend schlich Sternschnuppe in ihr Stübchen.

Ach — ihr tat der junge Königssohn ja so leid, sie hätte ihn so gern gesund gemacht, wie sie schon so vielen geholfen hatte, aber er sah sie niemals an, wenn er sie im Garten traf, scheu blickte er stets zur Erde hinab.



Jeden Morgen mußte der Schloßgärtner einen Korb der herrlichsten Blumen für den kranken Prinzen heraufbringen, und Sternschnuppe, die, wo sie ging und stand, immer an den bleichen Königssohn denken mußte, suchte stets die schönsten für ihn heraus.

So kam der Tag heran, den der König zur Abreise festgesetzt hatte, und traurig stand Sternschnuppe am Abend vorher am Fenster ihres Stübchens. Im Glase auf dem Fensterbrett dufteten und

blühten die wunderbaren Sternblumen aus dem Sternenland, die niemals welkten, und jetzt hoben sie plötzlich ihre strahlenden Köpfe und sprachen:

„Send' uns als Boten zum Königssohn,
Wir Blüten bau'n dir den Königsthron!“

Da füllte Sternschnuppe am nächsten Morgen den Blumenkorb für den Prinzen mit lichten Sternblumen, die im Garten wuchsen, in die Mitte aber tat sie heimlich den Strauß glitzernder Sterne aus ihrer Heimat.

„Ach Sternblumen,“ rief der Prinz erfreut, als er die weißen Blüten schaute, „könnte ich durch euch gesunden!“ Und er neigte sich zu den Blumen hinab.

Plötzlich entdeckte er die seltsam leuchtenden Blüten in der Mitte, die wie Sterne blühten und funkelten. Er zog sie heraus und roch daran, und da war es ihm, als ob er nicht mehr ganz so traurig wäre wie all die Tage zuvor.

Man ließ den Gärtner kommen, der aber wußte nichts von den fremdartigen Blumen und holte Sternschnuppe, die den Korb gefüllt hatte, herbei.

Sittsam verneigte sich Sternschnuppe vor dem Prinzen, schlug lächelnd die wunderbaren Sternaugen zu ihm auf, und zum erstenmal blickte der Königssohn hinein.

Da vergaß er plötzlich seine Krankheit und seine Traurigkeit, tief, ganz tief schaute er in die klaren Augensterne der holdseligen Maid. Leise Röte überzog sein bleiches Gesicht, denn jetzt fühlte er es, das waren die Sterne, durch die allein er wieder gesunden konnte! Und als er Sternschnuppe den ersten Kuß gegeben hatte, da war er vollständig genesen, und der König war so glücklich über die

Rettung seines Sohnes, daß er sofort die Koffer auspacken ließ und die Hochzeit des Prinzen mit Sternschnuppe, die ja auch eine Königstochter war, festsetzte.

Mit Glanz und Pracht wurde das Hochzeitsfest gefeiert, und so fröhlich und hell hat Muck, das Glockenmännlein, wohl niemals die Glocke zur Trauung geläutet, als an dem Tage, da Sternschnuppe mit dem Prinzen zur Kirche zog.

Königin Nacht aber blickte aus dem Sternenlande auf ihr glückliches Töchterchen herab und streute vor Freude funkelnde Sternblüten zur Hochzeit auf die Erde hinunter.

Und die Menschen nannten die herabfallenden Sterne nach der jungen Königin „Sternschnuppen“, und jeder, der eine gleitende Sternschnuppe sah, durfte sich etwas wünschen — das ist so geblieben bis auf den heutigen Tag!





Dorchen.

Ach — so schön wie bei der alten Tante Gustel war es doch nirgends sonst! Jeden Mittwoch nachmittag mit dem Glockenschlag vier hielt Dorchen dort ihren Einzug. Da gab es soviel zu bewundern und anzustaunen in dem einen kleinen Zimmer, daß die Kleine nie damit fertig wurde. Und zu jedem Püppchen, jeder alten Vase und jedem Kästchen wußte die Tante eine Geschichte.

Das war das Schönste!

Nein — doch nicht — das Allerschönste war Lorchen, der bunte Papagei, der ganz zahm im Zimmer herumflog.

Dorchen und Lorchen waren gute Freunde. Trat Dorchen in die kleine Stube, dann flog Lorchen ihr mit langgeschnarrtem „Morrrien“ auf die Schulter, hielt ihr den krummen Schnabel hin und sang mit heiserer Stimme: „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt.“ Und wollte sich das kleine Mädchen dann vor Lachen ausschütten, dann lachte Lorchen mit Dorchen um die Wette. Tante Gustel hatte ihre helle Freude an den beiden.

Zur Vesperzeit, wenn die Tante der Kleinen die Nachmittagsmilch vorsetzte, die altmodische Zuckerschale, auf der die Schneekoppe zu bewundern war, und die blaue Kuchenbüchse mit der lustigen Schäferin vom Brett herunterlangte, stellte sich Lorchchen auch zum Vesper ein. Und je größer und begehrllicher die Augen des kleinen Mädchens wurden, um so mehr riß der bunte Vogel den Schnabel auf. „Hunger — Lorchchen, Hunger“ — kreischte er zu Dorchchens immer neuem Ergößen.

Jedesmal, wenn die Kleine zu Besuch kam, hatte die Tante Lorchchen ein neues Wort gelehrt, um Dorchchen eine Freude zu bereiten.

Auch heute saß Klein-Dorchchen wieder auf ihrem Lieblingsplatz, zu Füßen des Korbsessels der Tante. Sie hatte einen ausgehöhlten Flaschenforken, mit vier Stecknadeln besteckt, und bunte Wolle vor sich. Tante Gustel zeigte ihr, wie sie daraus eine prächtige Pferdeleine herstellen könne. Dorchchen war mit solchem Eifer bei der neuen Arbeit, daß sie darüber sogar ihren Spiellkameraden, den Papagei, vernachlässigte.

Der aber wußte sich in Erinnerung zu bringen.

„Mädel, ruck, ruck, ruck an meine Seite“, erklang es plötzlich in gequetschten Tönen, Lorchchen rückte auf seiner Stange bereitwillig, um Dorchchen neben sich Platz einzuräumen. Aber da das kleine Mädchen keine Miene machte, seiner freundlichen Aufforderung nachzukommen, ließ er ein langgezogenes „Su—unger — Lorchchen Zucker“ — nachfolgen.

Das rührte das Herz der guten Tante.

„Lorchchen meint, es wäre Imbißzeit, na und du, Dorchchen?“

Die Kleine lächelte verschämt.

„Gleich mache ich dir deine Milch heiß, Kind“, Tante Gustel erhob sich schwerfällig aus dem Sessel. „Du darfst inzwischen

Lorchen ein Stückchen Zucker geben“, sagte die Tante im Herausgehen noch gütig, denn sie wußte, daß dies dem Kinde Freude machte.

Dorchen und Lorchen flogen zum Tisch.

Das kleine Mädchen nahm vorsichtig ein Stück Zucker aus der Schale und schob es dem Papagei in den Schnabel. Der ließ es sich munden, er schmalzte laut vor Vergnügen.

„Ob es mir wohl ebenso gut schmecken würde?“ dachte Dorchen — und da hatte sie auch schon ein Stück Zucker zwischen den roten Lippen.

Oh, war der süß, und wie schön er zwischen den Zähnen knirschte! Konnte die Tante es draußen auch nicht hören — Dorchen sah sich erschreckt um.

Alles still — ein zweites Stückchen folgte, das schmeckte noch viel schöner als das erste.

Warum sah Lorchen sie denn bloß so eigentümlich an?

Ach so, es wollte noch was haben, es war mißgünstig. „Da“ — Dorchen griff großmütig in Tante Gustels Zuckerschatz und reichte dem Papagei verstoßen ein Stück.

Nanu — das sonst so gefräßige Lorchen stieß Dorchens Hand mit dem Schnabel zurück, sträubte das schillernde Gefieder und flog mit heiserem Schrei zu seiner Stange.

„Na denn nicht, alter Schreihals, bist schön dumm, dann laß ich's mir allein schmecken“, damit begann Dorchen aufs neue, Mund, Kleidertaschen, ja sogar ihre Stiefel mit den weißen Zuckerstückchen zu füllen. Das sollte abends im Bett einen Schmaus geben!

Der Grund der Schale ward sichtbar, die Schneekoppe lugte bereits aus dem schmählich zusammengeschmolzenen Vorrat heraus, und noch immer hielt das böse, kleine Mädchen nicht inne.

Tritte — mit einem Satz war Dorchen bei ihrem Stühlchen. Tief beugte sie den wirren Lockenkopf über die Pferdeleinenarbeit. Ob die Tante — ach was, die sah ja nicht mehr gut, die würde die leere Zuckerschale gar nicht bemerken.

Wenn nur der dämliche Papagei seinen Schnabel halten wollte! „Zucker—“ schrie er in einem fort, „Zu—u—ucker“ — Dorchen hielt sich die Ohren zu.

„Naschmäulchen, Nimmersatt“, schalt Tante Gustel lächelnd und trat an sein Bauer.

„Zu—ucker, Zucker“, Dorchen konnte den Blick aus den runden Vogelaugen nicht mehr ertragen.

„Aber Dorchen, du läßt deine Milch ja kalt werden“, die Tante legte einen prächtigen Kuchen neben die Tasse.

Dorchen würgte und würgte. Der Kuchen wollte nicht rutschen. Ungstvoll lauschte sie auf des Papageis Geschrei.

Der wollte sich nicht zufrieden geben.

Unentwegt schrie Lorchen sein „Zu—u—ucker“, bis Tante Gustel endlich nach der Schale griff.

Dorchen verbarg ihr Gesicht in der Milchtasse.

„Der Tausend“, Tante zog erstaunt die Hand zurück, „ich habe doch die Schale erst heute gefüllt, Lorchen, bist du etwa dabei gewesen?“

„Zucker“, rief Lorchen aufs neue.

Tante Gustel sah Dorchen fragend an. Aber das kleine Mädchen schwieg.

„Na, du willst deinen guten Kameraden nicht verraten, was Kleines?“ Tante klopfte freundlich Dorchens flammendrote Backen.

Dorchen schwieg noch immer. Auch als Tante Gustel nun nach einem kleinen Stöckchen griff, denn „Strafe muß sein, wenn du auch nur ein unvernünftiges Tier bist!“

Aber als ihr gefiederter Freund jetzt wehklagend „Lorchen, armes Lorchen!“ kreischte, da ging es dem schlechten Kinde durch und durch. Jeden Stieb, den das unschuldige Lorchen bekam, fühlte sie doppelt.

Es war Dorchen heute recht unbehaglich in Tante Gustels so gemütlichem Stübchen. Nichts machte ihr Freude. Lorchen hielt den Kopf unter die Flügel gesenkt und sah Dorchen nicht an.

„Er schämt sich, der Bursche“, meinte Tante Gustel.

„Er verachtet mich“, dachte Dorchen heimlich, am liebsten hätte sie auch den Kopf unter die Flügel gesteckt. Aber sie hatte ja keine, sie mußte dem Blick der milden, alten Augen standhalten. Ach, taten Tante Gustels gute Augen heute weh!

Die Schneekoppe wagte das kleine Mädchen gar nicht mehr anzuschauen, die hatte es ja gesehen, daß sie — — —

Sie war froh, als die merkwürdige Uhr unter der Glasglocke, die sogar noch älter war als Tante Gustel, sechs zitterige, dünne Schläge erklingen ließ. Das war das Zeichen zum Aufbruch.

Tante Gustel tat den altmodischen Mantel um mit den baumelnden Quasten und nahm den kleinen Besuch an die Hand. Sie lieferte das Kind stets selbst daheim ab.

Dorchen trat zu Lorchen.

Aber der kluge Papagei, der sonst immer ein lustiges Abschiedswort für seine kleine Freundin hatte, wollte nichts von ihr wissen. Ja, er hakte sogar nach ihr mit seinem krummen Schnabel, als Dorchen es wagte, ihm schüchtern über die Federn zu streichen.

„Laß ihn, Dorchen, er hat noch nicht ausgebockt, wenn du das nächste Mal kommst, hat er es vergessen“, tröstete die Tante.

Aber als Dorchen am Mittwoch darauf wieder bei Tante Gustel anpochte, da dachte sie selbst zwar nicht mehr an die häßliche Tat, wohl aber Dorchen.

Das schnarrende „Morrrien“ blieb aus. Dorchen kümmerte sich nicht um Dorchen.

„Dann läßt er's eben bleiben“, dachte das kleine Mädchen verächtlich. „Was geht mich der langweilige Vogel überhaupt an.“ Aber während sie der Tante das neue Gedicht hersagte, mußte sie doch ab und an zu ihrem erzürnten Kameraden hinüberschielen, und auch Dorchen blinzelte verstohlen zu ihr hin.

„Ei, Dorchen, das hast du hübsch gelernt,“ lobte die Tante, „nun sollst du dir zur Belohnung auch selbst einen Kuchen aussuchen, gleich hole ich die Büchse herunter.“

O weh — es klingelte, Tante Gustel lief eilig zur Tür.

Draußen hörte man Stimmen, und drinnen stand ein kleines Mädchen und schaute begehrllich zu der blauen Büchse empor.

Gar nicht hoch war das Brett, wenn Dorchen auf das alte, grüne Rippsofa kletterte, konnte sie bequem heran.

„Nur, um den dummen Papagei zu ärgern“, belog sie sich selbst, warum blieb die Tante auch so lange — hopps — da war sie mit einem Satz auf dem Sofa.

Ach, wie ärgerlich das knarrte — das naschhafte, kleine Mädel hielt erschreckt inne.

Aber ihr Verlangen war zu groß, zaghaft streckte sich die kleine Hand wieder nach Tantes Kuchenbüchse aus.

Oh, die Schäferin, die sah heute nicht ein bißchen lustig aus, ein bitterböses Gesicht machte sie Dorchen. Das aber nahm geschwind den Deckel ab, um sie nicht mehr zu sehen.

Ein — zwei — drei — stopfte sie ein großes Stück Kuchen in den Mund,

„Dorchen, Dorchen“ — klang es da plötzlich warnend hinter ihr. Der Happen blieb der Kleinen vor Entsetzen in der Kehle stecken, scheu wandte sie den Kopf. Sollte Tante Gustel — — —

Nein, Gottlob, die Stube war noch leer, aber Lorchchen flatterte aufgereggt im Zimmer umher und blickte sie strafend an.

Woher konnte denn Lorchchen plötzlich ihren Namen?

„Ach du, Schafskopf“, stieß die Kleine erleichtert hervor, sprang aber doch geschwind vom Sofa herab und vergaß ganz, den Deckel wieder auf die Büchse zu tun.

Jetzt ging die Tür, Dorchen saß mäuschenstill, sie wagte nicht zu atmen. Poch — poch — schlug ihr das Herz.

„Armes Kind, hast dich so lange gedulden müssen, dafür suchst du dir jetzt auch den allerschönsten Kuchen heraus.“ Tante Gustel faßte nach der Büchse.

Dorchen wagte nicht aufzublicken. Sie sah nicht den ernsten Blick, den Tante Gustel über die kleine Sünderin hinwandern ließ.

„Ei, war hier schon jemand dabei?“ fragte die Tante unbefangen.

„Dorchen, Dorchen“ — rief da wieder der geschwätzige Papagei. Puterrot wurde das kleine Mädel.

„Hör' nur, wie gut Lorchchen deinen Namen gelernt hat, das ist doch eine Überraschung, da freust du dich, was Dorchen?“

Dorchen sah nichts weniger als erfreut aus.

Tante Gustel hob sanft ihr Gesicht zu sich empor.

„Hat Lorchchen am Ende gar recht, Kind?“ Die alten Augen sahen sie durchdringend an.

Aber Dorchen hatte nicht den Mut, ihren Fehler einzugestehen, lieber belog sie die gütigen, alten Augen.

Trozig schüttelte die Kleine den Kopf.

Die Geschichte, die Tante Gustel heute erzählte, handelte von einem bösen, kleinen Jungen, der seine Mutter belogen hatte, das war Dorchen höchst unbehaglich.

Sie tröstete sich zwar, daß Tante Gustel ja bloß ihre Tante sei, aber so klein sie war, fühlte sie doch, daß eine Lüge eine häßliche Lüge bleibt, ganz gleich, wem sie gilt.

„Das nächste Mal will ich aber ganz bestimmt nicht wieder naschen“, nahm sich Dorchen die ganze Woche über vor. „Und dann wird vielleicht auch Lorchchen wieder mit mir gut sein“, die Feindschaft mit ihrem ulkigen Spielfkameraden schmerzte sie doch tief.

Ja, wenn nur die blaue Kuchenbüchse nicht so verlockend auf dem Brett gestanden, wenn das Ripssofa nur nicht so niedrig gewesen, und die Tante nicht hätte die Vespermilch holen müssen!

So aber stand das kleine Mädchen am nächsten Mittwoch schon wieder — sie wußte selbst gar nicht wie — oben auf dem Sofa und griff — diesmal schon ganz fest — nach dem Deckel. Mochte die Schäferin noch so böse ausschauen, das war Dorchen einerlei.

Schwapp — da hatte sie den größten Kuchen mit Schokoladenguß erwischt, hei, schmeckte der!

„Dieb, Halunk, Spitzbub“, scholl es da plötzlich gellend von Lorchchens Stange.

Bums — lag die schöne, blaue Kuchenbüchse in tausend Scherben am Boden. Dorchen hatte sie vor Schreck aus der Hand fallen lassen. Als die Tante ins Zimmer trat, stand das kleine Mädchen, in der Hand den abgebissenen Kuchen, bitterlich schluchzend neben der zerbrochenen Büchse.

Wie böse würde die Tante sein!

Tante Gustel aber war nur sehr traurig.

„Ich habe es wohl gesehen, daß du neulich genascht hast“, sagte sie vorwurfsvoll, „Lorchen sollte dich mit seinem „Dieb, Spitzbub“ warnen. Kinder, die Kuchen stehlen und auch noch lügen, habe ich nicht mehr lieb. Du brauchst nicht wieder zu mir zu kommen.“

„Tante, liebe Tante Gustel, du weißt ja noch gar nicht, wie schlecht ich bin! Ich habe ja auch neulich den Zucker genascht, und Lorchen hat dafür Saue bekommen. Und nun seid ihr beide mit mir böse und — und — und — — — ich will mich ja auch gewiß bessern. Bloß erlaube doch, daß ich wieder zu dir kommen darf, Tante Gustel!“

Aber die sonst so gütige Tante blieb unerbittlich. Alles Weinen half nichts.

Ein ganzes Jahr lang durfte Dorchen nicht zu Tante Gustel in die gemütliche kleine Stube.

Aber dann war sie gründlich kuriert, die Kleine naschte nie wieder! Dorchen und Lorchen aber waren von nun an die besten Freunde.





Sommernachtstraum und Wintermärchen.

Tannenelfchen konnte nicht schlafen. Es wälzte sich in seinem Baumbettchen hin und her und schüttelte wohl schon zum zehnten Male das seidenweiche Mooskopfkissen auf. War das heut ein Singen und Klingen in dem nächtlichen Walde,

ein Glitzern, Funkeln, Flimmern und Leuchten. Dort drüben an dem versteckten Waldweiher gab's heut nacht einen großen Ball, ach — wer doch auch dabei sein könnte!

Tannenelfchen setzte sich in seinem Bettchen auf. Es spitzte die Ohren. Bis zum Tannenhag klang die Tanzmusik herüber, ganz deutlich, ach, dieser süße, schmelzende Walzer, so konnte nur Frau Nachtigall flöten; und jetzt ein lustig hopsender Galopp, den geigten sicherlich die munteren Heimchen. In ihrem Bettchen begann Tannenelfchen nach dem Takte der Musik auf und nieder zu wippen, daß der

Baum, in dem es wohnte, hin und her schwankte. Davon wachte die alte Muttertanne neben ihr auf.

„Kind, Immergrün, was machst du bei nachtschlafender Zeit für einen Lärm,“ gähnte die alte Tanne müde, „gleich legst du dich wieder hin.“

„Ach, Mutterchen,“ bettelte Immergrün, „laß mich doch auch zum Ball gehen, ich habe doch das schöne, neue Kleid — — —“

„Kommst du mir schon wieder damit“, die Mutter schüttelte so ärgerlich ihren grünen Wipfel, daß das Elfschen erschreckt verstummte. „Du bist eine Edeltanne, aus hochedlem Geblüt, solch vornehmes Fräulein mischt sich nicht unter Kretzi und Plethi. Ich glaube, sogar das gemeine Volk, Frösche, Padden und Kröten, hat heute Zutritt zum Ball, du bleibst hier — basta!“

Damit schnarchte die alte Muttertanne auch schon wieder so kräftig, daß das Blaumeisichen, das sich in ihren Zweigen einlogiert hatte, erschreckt aufflatterte. Immergrün aber warf eigenfönnig die goldenen Locken zurück.

„Und ich geh’ doch zum Ball“, murmelte das trostige Tannenelkschen, lauschte noch einen Augenblick mit angehaltenem Atem, ob Mutter auch wirklich fest eingeschlafen sei, und — husch, husch — war sie aus dem Bett.

Leise, ganz leise, schlüpfte sie in das neue lichtgrüne Gazelleidchen, das mit zarten, hellen Spizchen besetzt war, drückte sich den glänzenden Stern ins Haar, zum Zeichen, daß sie ein Edeltannenelkschen sei und steckte den Hauschlüssel ein. Und da schwebte sie auch schon lautlos über den weichen Moost Teppich zum Waldweiher. Einen großen Bogen machte sie um die alte Tante Fichte, deren lange, graue Flechten unter der Nachtmütze hervor bis zur Erde herabhingen. Ganz nah erklang jetzt das Gedudel, Flöten und Trommeln, herz-klopfend stand Immergrün auf dem Tanzboden.

Man trat gerade zur Polonäse an.

Und ein Tuscheln und Flüstern erhob sich, als das schöne, vornehme Elfschen plötzlich erschien; durch die Reihen der Tanzenden aber drängte sich Prinz Mondenstrahl in silbern glitzernder Uniform und führte Immergrün zum Tanz.

War das schön — war das wunderschön! Voran marschierten die Musikanten, die Nachtigall flötete, die Heimchen geigten, der große Brummkäfer strich die Bassgeige, und der Specht trommelte, was das Zeug hielt. Und dann kamen gleich Prinz Mondenstrahl mit seiner Dame, denn das waren die Bornehmsten aus der Gesellschaft. Daran schlossen sich all die Waldblümlein mit ihren Kavaliern, den lustigen Vögeln und den gaukelnden Schmetterlingen.

Und das Tannenelfschen schielte gar eifrig herüber, ob das rosenrote Kleidchen von Fräulein Anemone, das himmelblaue Seidenkleid von Fräulein Vergißmeinnicht, und das violette Samtkleid des Fräulein Veilchen auch ja nicht schöner waren, als ihr grünes Gazekleidchen. Den Schluß der Polonäse bildete das gemeine Waldvölk, Würmer, Raupen, Käfer, Kröten, Eidechsen, Kreuzottern, Schnecken und Ameisen. Und als letzter tanzte ein bejahrter, dicker Frosch in grünem Leibrock, dem der kalte Schweiß auf der kahlen Platte perlte. Trotzdem schimpfte er quakend auf seine Dame, die Schnecke, daß sie nicht mit den Andern Schritt hielt.

Di—del—li—del—li—bum—bum—bum, so ging es um den sonst so stillen Waldweiher, und das Schilfrohr nickte im Takt, und die Klatschrosen klatschten vor Freude in die Hände.

„Jetzt kommt erst das Aller schönste,“ sagte Prinz Mondenstrahl zu Immergrün, sie galant mit einem Farrenblatt fächelnd, „großes Feuerwerk steht auf dem Programm, sehen Sie, es geht schon los.“

„A — — — ah“, machte das Tannenelfschen vor Bewunderung.

Da schossen sechs rote Glühwürmchen wie feurige Raketen in die Luft, jetzt sechs grüne, nun blaue. Grüngoldene und silberne Leuchtkäfer flogen gleich Leuchtkugeln glitzernd zum Himmel empor, bald hier, bald dort, überall im Walde funkelte, blitzte und flimmerte es — hei, was für eine Pracht!

Aber — plötzlich was war das? Das Feuerwerk erlosch — klitsch, klatsch — klitsch, klatsch — begann es in schweren Tropfen zu regnen, die fröhliche Ballgesellschaft zerstob kreischend.

Immergrün stand plötzlich allein in dem dunklen Walde. Prinz Mondenstrahl war von ihrer Seite verschwunden. Nur der große Brummkäfer, der über einen Maulwurfshügel gestolpert, lag mit seiner Baßgeige zappelnd neben ihr auf dem Rücken.

Da machte auch Immergrün, daß sie ins Trockene kam, und lief, was sie nur konnte, zum Tannenhag.

Suh — war das hier dunkel, niemals war Immergrün so spät draußen gewesen. Welches war nun ihr Baum? Sie zog den Hausschlüssel heraus, tastete sich vorsichtig von Tanne zu Tanne, aber soviel sie auch am Schlosse herumprobierte, der Schlüssel paßte nicht. Sie fand ihren Baum nicht wieder.

„Ach Gott, ach Gott, nun muß ich sterben“, jammerte Immergrün, denn ein Tannenflein kann nur in seinem Baume leben. Zähneklappernd vor Kälte und Nässe kroch sie in eine Felsenhöhle, da war es wenigstens trocken. Erschöpft vom Tanz und der ausgestandenen Angst, fiel sie sogleich in Schlaf.

Und sie träumte: Vor ihr stand ein putziges Männlein mit seltsam ernstem Gesicht. Ein braunes Röcklein trug's, und eine grüne, spitze Mütze hatte es auf. Mit strafender Stimme begann es: „Kennst du mich, Immergrün?“

Immergrün sah das Männchen schlaftrunken an und schüttelte furchtsam das Köpfchen.

„Ich bin der Tannengeist,“ hub das Männlein von neuem an, „alle Tannen des Waldes sind mir untertan. Warum bist du ungehorsam gewesen gegen das Verbot der Mutter?“

Das Tannenelstchen senkte bestürzt das Auge, es wagte nicht zu antworten.

Da reckte sich der Tannengeist und reckte sich, bis er riesengroß wurde, und mit dröhnender Stimme rief er: „Du bist ein Edeltannenelstchen, du darfst niemals unedel handeln, für deinen Ungehorsam sollst du bestraft werden. Aus meinem Walde sei verbannt — — —“

„Ach, lieber Herr Tannengeist,“ fiel das Elstchen ihm schluchzend ins Wort, „strafst mich doch nicht so hart. Ich bereue ja meinen Ungehorsam so sehr, ich will es auch ganz gewiß nicht wieder tun.“

Die Züge des Tannengeistes wurden milder.

„Von meinem Spruche kann ich nichts mehr zurücknehmen“, sagte er nicht mehr ganz so streng. „Was ich einmal gesagt habe, erfüllt sich, aber mildern will ich die Strafe, weil du Reue zeigst. Den Sommer über magst du noch hier im Walde bleiben, doch wenn es Winter wird, wenn die Tannen ihren weißen Flockenpelz anlegen, dann mußt du fort aus deiner Heimat. Doch du sollst in der Verbannung Freude und Frohsinn verbreiten, und von artigen Kindern magst du lernen, wie Gehorsam belohnt wird. Und nun werde ich dich von meinem Diener zu deinem Baume zurückführen lassen.“ Er pfiß — da sprang ehrerbietig ein Tannenzapfen in brauner Livree von einem Baum herunter, nahm das noch immer weinende Tannenelstchen an die Hand und führte es heim.

Am andern Morgen berichtete Immergrün der Mutter ihren Ungehorsam und die Strafe des Tannengeistes. Aber die alte Tanne schüttelte verwundert das Haupt.

„Kind, Kind, du hast das ganze Zeug nur geträumt“, meinte sie schließlich. „Du bist gar nicht zum Ball gewesen, ein Sommer-nachtstraum hat dich genarrt. Ich will schon aufpassen, daß dich keiner aus dem Tannenhag fortholt, hab' keine Angst!“

Da ward das Tannenelſchen wieder guter Dinge, der Sommer verging, und es dachte gar nicht mehr an den Spruch des Tannengeistes.

Rauh und kalt gingen die Winde, die Vöglein waren verstummt, die Blümelein schliefen, und der Wald hatte die weiße Schneezipfelmütze über die Ohren gezogen.

Da ging es eines Tages tapp — tapp — tapp — durch den hohen Schnee zum Tannenhag, bärtige Männer waren es, mit der Art über der Schulter.

Die Muttertanne hielt gerade ihr Nachmittagsſchläfchen, und auch das Tannenelſchen blinzelte müde und gelangweilt den Ankömmlingen entgegen. Prüfend schauten die Männer in die Runde.

„Das ist der schönste Baum, diese junge Edeltanne hier, die wollen wir zuerst schlagen“, damit näherten sich die Männer Immergrüns Baum.

Was — schlagen — prügeln wollte man sie, aber sie hatte doch gar nichts Böses getan, sollte der Tannengeist am Ende doch — — — Tannenelſchen riß erschreckt die Blauaugen auf.

„Au — au — ihr tut mir ja weh“, schrie sie plötzlich aus Leibeskräften. Da hatte einer der Männer die scharfe, blankgeschliffene Art dem zarten Bäumchen in die Seite geschlagen — bums — machte die Art noch einmal, krachend fiel der Baum zur Erde.

Tannenelfchen vergingen die Sinne. Sie hörte nicht das laute Schluchzen der aus dem Schlaf geschreckten Muttertanne. Sie sah nicht die verzweifelten Muttertränen, die in großen, dicken Tropfen Harz aus der Rinde hervorquollen. Und sie wußte nichts davon, daß sie die Männer, taub gegen den Schmerz der alten Tanne, mit vielen andern Bäumen auf einen Karren luden und zur Stadt fuhren.

Als Tannengrün aus seiner langen Ohnmacht erwachte, hielt sie erstaunt Umschau. Wo war sie denn? Statt in dem heimatlichen Winterwald stand sie in einem warmen, traulichen Zimmer, und eine junge Frau mit glücklich lachenden Augen strich leise und zart über ihre Zweiglein. Und jetzt — ja, sollte sie denn wieder zum Balle gehen, wozu schmückte man sie denn so herrlich? Glitzernde Gold- und Silberfäden spann die Frauenhand durch das grüne Nadelkleid des Tannenelfchens, rotbäckige Äpflein, goldene Nüsse und blinkende grüne, blaue und rote Glasugeln hing sie in das feine Geäst.

Tannenelfchen klatschte vor Freude so laut in die Hände, daß all die bunten Wachslichtchen, die sich ängstlich an die grünen Tannennadeln klammerten, vor Schreck zur Erde herabpurzelten.

Und nun machte sie große Augen, was breitete die Frau denn für seltsame Schätze auf die lange, weißgedeckte Tafel? Dieses schöngeputzte kleine Dämchen da mit dem rosa Sonnenschirm und den starren blauen Glasaugen, war das ein Kind oder ein Elfchen? Niemals hatte Immergrün etwas Schöneres gesehen. Und daneben eine große Rochmaschine, Bilderbücher, Baukasten, und „ach, ich fürchte mich“, schrie Tannenelfchen plötzlich und verkroch sich ganz in ihren Baum. Da waren ja richtige kleine Soldaten aufmarschiert mit Gewehren und Kanonen, aber sie schossen Tannenelfchen nicht tot.

Und als es Abend wurde, trat ein Herr an Tannenelfchens Baum, zündete die Lichtchen alle an, daß die Gold- und Silberketten

nur so blizten, und die junge Frau setzte sich an das Klavier. Durch die geöffnete Thür aber stürmten jubelnde Kinder, und aus hellen Kehlen schmetterten sie ein Weihnachtslied. Das klang gerade so schön wie das Jubilieren der Vöglein im Walde.

Und dann wiegte Lisbeth liebevoll das kleine Dämchen mit den Glasaugen im Arm, Ilse kochte den schönsten Pfefferkuchenbraten auf der neuen Kochmaschine, und Fritz schrie: „Ganzes Bataillon marsch“ und ließ die neuen Zinnsoldaten zur Parade antreten.

Alle aber meinten: „Einen so schönen Weihnachtsbaum wie in diesem Jahre haben wir noch nie gehabt!“

Da machte das Tannenelfchen vor Freude und Stolz einen Lustsprung bis zur Spitze der Tanne, daß ihr schöner, silberner Edeltannenstern oben herausguckte und funkelte, und die Kinder jauchzten: „Ach, der schöne Stern!“ — — —

Draußen fielen die weißen Flocken, an den Fenstern blühten glitzernde Eisblumen und drinnen schaukelte sich Tannenelfchen selig in seinen Zweigen und dachte: „Das ist ja noch tausendmal schöner und herrlicher als mein Sommernachtstraum damals in der Mondscheinacht, heute erlebe ich das aller-, aller schönste Wintermärchen.“





In die weite Welt.

War das ein Laufen und Rennen, ein Drängen und Stoßen auf dem großen Bahnperron! Es wurde dem kleinen Ludwig nun doch ein wenig ängstlich zumute. Und er war doch eben noch so stolz an der Seite der lieben Mutter dahingefschritten, er sollte ja heute zum erstenmal allein in die weite Welt fahren!

„Ludwig,“ sagte die Mutter und schaute ihren Jungen besorgt an, „du bist solch ein Sausewind, schweren Herzens nur lasse ich dich allein zur Tante fahren, versprich mir, mein Sohn, daß du ganz vernünftig und vorsichtig sein willst. Wenn du nur nicht in Stettin umsteigen müßtest, passe doch nur recht auf, daß du ja nicht in den falschen Zug kommst.“

„Über Mütterchen,“ meinte Ludwig, zärtlich der Mutter verarbeitete Hand streichelnd, „du kannst wirklich ruhig sein, ich bin doch

schon ein großer Junge, beinahe zehn Jahre alt, da kann man doch schon allein reisen!“

Die Mutter schien zwar nicht ganz seiner Meinung zu sein, aber was sollte sie tun? Sie war eine arme Wittve, in vielen Tagen und Nächten hatte sie bei der mühseligen Stickerarbeit das Geld für das Bahnbillett und für Ludwigs hübschen, neuen Reiseanzug zusammengespart. Ihrem blaffen Jungen war eine Erholung während der Schulferien so gut, und bei der reichen Tante, die auf dem Lande wohnte und ihn eingeladen hatte, mußte er nett und anständig gekleidet sein.

Die gute Mutter dachte nicht an sich selbst, nur an das Wohl ihres Kindes.

„Einsteigen“, rief der Schaffner. Noch einmal küßte Ludwig sein Mütterlein herzlich, dann sprang er schnell in das Wagenabteil. Stolz blickte er auf das kleine Mädchen ihm gegenüber, das mit seinem Vater fuhr, ja — das durfte sicherlich uoch nicht allein reisen. Zwar kränkte es ihn etwas in seiner Würde als selbständiger Reisender, daß die Mutter ihn immer wieder ermahnte, doch ja nicht sein Billett zu verlieren, aber als die Lokomotive sich jetzt mit einem schrillen Pfiff schnaubend und pustend in Bewegung setzte und ihn pfeilgeschwind von seinem Mütterlein davontrug, da rollten doch dicke Tränen über seine Bäckchen, trotzdem er schon ein großer Junge war.

Aber er wischte sie ganz geschwind mit seinem Jackenärmel fort.

Ob das kleine Mädchen sie wohl gesehen hatte?

Ja, sicherlich, mitleidig schaute die Kleine Ludwig an und fragte freundlich:

„Warum weinst du denn, Junge?“

„Oh, mir ist nur was ins Auge geflogen“, stotterte Ludwig, aber er wurde ganz rot bei der Lüge. Dann sah er angelegentlich aus dem Fenster heraus, er mochte mit dem kleinen Ding, das doch sicher drei Jahre jünger war als er, nicht sprechen; wenn man allein reisste, gab man sich mit so kleinen Mädchen doch nicht mehr ab.

Ach, und da draußen gab es ja auch so viel zu sehen, so schrecklich viel, hundert Augen hätte Ludwig haben mögen, um all das Neue zu schauen. Der Zug rastete ihm viel zu schnell an all den Herrlichkeiten vorüber.

Goldene Felder, auf denen singende Mädchen die Garben banden, oh — und der viele leuchtend rote Mohn, die Kornblumen, die gelben Butterblumen und die blauen Bergißmeinnicht alle, da — große Windmühlen, die lustig ihre mächtigen Flügel drehten, hier Meister Storch auf dem hohen Kirchturm, viele, viele Dörfchen, winzige Häuschen, die mit ihren roten Ziegeldächern wie Spielzeug aussahen, große Kuhherden, jetzt im Fluß badende Jungen — wie im Fluge kaufte all das Schöne an dem kleinen Ludwig vorbei.

In einen großen Wald ging es nun — „ein Reh — ein lebendiges Reh!“ rief Ludwig jubelnd. Das kleine Mädchen sprang auf, und nun schauten beide Kinder gemeinsam aus dem Fenster. Die Freundschaft war geschlossen, Ludwig hatte ganz vergessen, daß es eigentlich unter seiner Würde war, mit der Kleinen zu sprechen.

Es zeigte sich auch bald, daß Margot, so hieß das kleine Mädchen, trotzdem sie wirklich erst sechs Jahre zählte, hier in Wald und Feld viel besser Bescheid wußte als Ludwig, das Stadtkind. Sie war auf dem Lande groß geworden und lachte ihren neuen Freund tüchtig aus, als er einen Hasen für ein Kaninchen hielt und bei den hohen, goldenen Sonnenblumen „ach die großen Butterblumen“ ausrief.

Margots Vater kümmerte sich nicht um die Kinder, er hatte sich die Zeitung vorgenommen, aber er las nicht, sondern er starrte nur vor sich hin.

„Vater ist traurig“, flüsterte die Kleine Ludwig zu. „Mütterchen ist vor ein paar Wochen gestorben, ganz einsam und still ist es jetzt bei uns daheim. Aber Mütterchen ist nun ein schöner Engel und darf im Himmel herumfliegen“, sehnlich schaute Margot zu dem blauen Himmelszelt, an dem die weißen Wölkchen dahinwanderten, auf. Jetzt erst sah Ludwig, daß Margot ein schwarzes Trauerkleidchen trug.

Keine Mutter hatte die arme Kleine? Ach wie leid tat sie Ludwig, wie gut hatte er es doch, zärtlich dachte er an sein liebes Mütterlein daheim.

Margot begann jetzt ihr Wurstsemmelchen zu verspeisen, und auch Ludwig nahm die Butterbrode, die ihm die Mutter mitgegeben hatte, heraus. Zwei schöne, rotbäckige Äpfel holte Margot hervor, und freundlich bot die gutherzige Kleine den einen davon dem fremden Jungen.

„Nimm,“ sagte sie, „ich habe so viele zu Hause“, und Ludwig ließ sich nicht lange nötigen, sondern biß mit kräftigen Zähnen hinein. Aber ein klein wenig schämte er sich doch innerlich, daß er vorher auf die kleine Margot so hochmütig herabgeblickt hatte.

„Wohin fährst du?“ erkundigte sich Margot, „darfst du schon ganz allein reisen?“

„Natürlich,“ meinte Ludwig wieder etwas von oben herunter, „ich werde doch schon im Herbst zehn Jahr alt. Ich reise zu meiner Tante, aber erst muß ich in Stettin umsteigen.“ Er dachte an all die guten Ermahnungen der Mutter.

„Das ist schön!“ rief Margot, „wir steigen auch in Stettin um, da können wir noch länger zusammenfahren.“

Bald hörten die Wiesen und Felder auf, die Häuser wurden höher, durch lange Straßen ging's, und nun waren sie in der großen Stadt.

„Stettin!“ rief der Schaffner. Margots Vater nahm die Kleine an die Hand, stieg mit ihr aus und eilte auf den andern Bahnsteig, und Ludwig spornstreichs hinter ihnen her.

Er hatte solche Angst, sie in dem Menschengewühl zu verlieren, daß er gar nicht daran dachte, wie oft ihm die Mutter eingeschärft hatte, zu allererst den Schaffner in Stettin zu fragen, in welchen Zug er einsteigen müsse. Es genügte ihm, daß seine Freundin Margot ja auch umstieg und ihr Vater doch sicher Bescheid wußte. Aber daß Margot vielleicht ganz wo anders hinfuhr, daran dachte der kleine, dumme Ludwig nicht.

Bald saß er wieder im Zuge Margot gegenüber, und hui — ging es aufs neue in die weite Welt. Stunde auf Stunde verrann, immer noch nicht kam die Station, auf der die Tante Ludwig erwarten sollte. Und dabei hatte die Mutter doch gesagt, es wäre gleich hinter Stettin.

Endlich faßte er sich ein Herz und fragte Margots Vater schüchtern, ob er noch nicht bald da wäre.

„Kind!“ rief der Herr, als er den Namen der Station hörte, erschreckt, „da bist du ja in einen ganz falschen Zug gestiegen, du fährst ja in entgegengesetzter Richtung, zeige mir mal dein Billett!“

Ludwig griff in das Täschchen seines neuen Anzuges, es war leer, er suchte und suchte, aber das Billett fand sich nicht, er mußte es in Stettin bei dem schnellen Laufen verloren haben. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen, hilflos schaute er zu Margots Vater

empor. Ach, nun war er ganz allein und verlassen in der fremden, großen Welt.

Bitterlich weinte der arme Junge, vorbei war es mit all seinem frohen Stolz, allein zu reisen. Würde er jemals wieder zu seinem Mütterlein kommen?

Da legte sich ein weiches Kinderhändchen tröstend auf seine Hand, und ein leises Stimmchen flüsterte: „Weine nicht, Ludwig, du gehst mit uns, du bleibst bei uns, Papa ist so gut, der nimmt dich sicher mit.“

„Freilich,“ sprach Margots Vater freundlich, „heute bleibst du bei uns, an die Mutter und an die Tante werde ich depeeschieren, daß sie sich nicht um dich ängstigen.“

Da flossen Ludwigs Tränen langsamer, und bald plauderte er wieder fröhlich mit Margot.

Der Vater schaute ganz glücklich auf sein Töchterchen. Seit dem Tode der Mutter hatte die Kleine noch nicht so froh gelacht, still und gedrückt war sie die ganze Zeit über gewesen, und nun scherzte sie gerade so heiter wie früher.

Auf einer kleinen Station stiegen sie aus, Margots Vater löste ein Billett für den kleinen Ludwig nach, und dann bestiegen sie die schöne Equipage; fort ging's mit den feurigen Pferden zu dem herrlichen Landgut, das dem Vater Margots gehörte.

Ach, was machte Ludwig da für große Augen!

Margot führte ihn im ganzen Hause, in Küche und Keller, in Ställen und Scheunen umher. Die große Schaukel im Garten zeigte sie ihm, die stolzen Pferde und die fetten Kühe, die meckernden Ziegen und grunzenden Schweine, den großen Geflügelhof mit den vielen Hühnern, den schnatternden Enten und Gänsen. Und vom Dach flogen die Täubchen herbei und setzten sich der kleinen Margot

auf die Schulter, zahm pickten sie ihr die Futterkörner aus der Hand.

Als sie abends beim Abendbrot in dem hohen, getäfelten Speisesaal saßen, mußte Ludwig Margots Vater von daheim berichten. Und er erzählte von seiner lieben Mutter, wie sehr sie sich nach dem Tode des Vaters, der so lange krank gewesen, plagen müsse, und wie hart sein Mütterlein arbeite, um den Unterhalt für sich und ihren Jungen zu verdienen.

Margots Vater hörte aufmerksam zu und freute sich über den wohlerzogenen Knaben, dann aber strich er Ludwig über das Blondhaar und fragte: „Sag', Ludwig, möchtest du mit deinem Mütterlein immer hier bleiben?“

Glücklich nickte Ludwig mit dem Kopf, sprechen konnte er nicht, so stark schlug sein Herz vor Freude. Margot jubelte laut auf, und der Vater lächelte seit Wochen zum erstenmal wieder über das Glück der Kinder.

Am nächsten Tage schrieb Margots Vater einen langen Brief an Ludwigs Mutter, er erzählte ihr, daß seine Margot nach dem Tode der Mutter jetzt ganz allein und vereinsamt sei und fragte sie, ob sie zu ihm kommen wolle, seine Wirtschaft führen und sein Töchterchen mit ihrem Ludwig zusammen erziehen. Das Reisegeld legte er gleich bei.

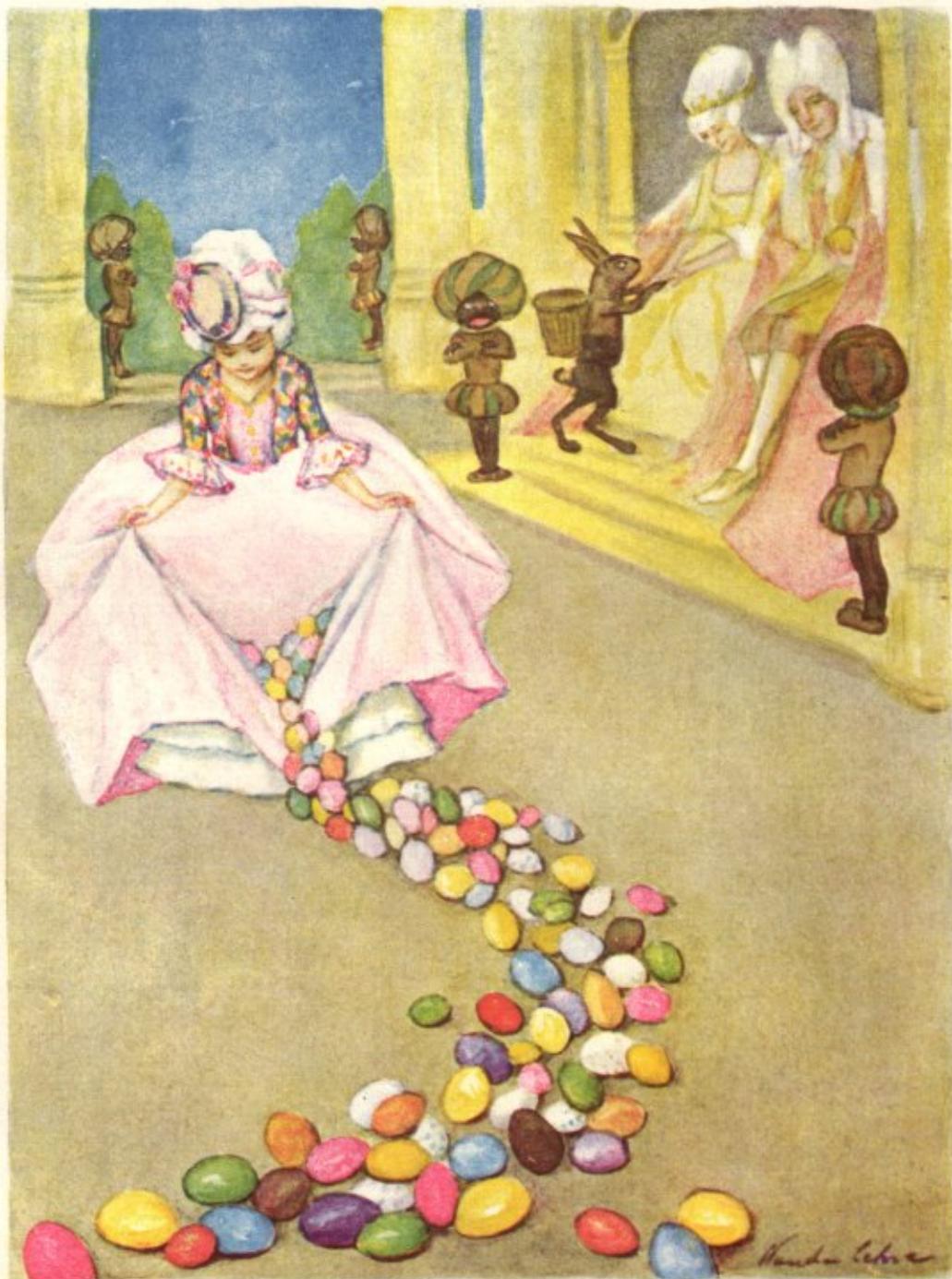
Das gab ein seliges Wiedersehen, als Ludwigs Mutter nach einigen Tagen auf dem schönen Gut eintraf, die arme Frau konnte es gar nicht fassen, daß sich ihr Schicksal so glücklich gewendet haben sollte. Immer wieder dankte sie dem fremden Herrn, der sich ihres Jungen so freundlich angenommen, und das kleine mütterlose Mädchen zog sie gleich warm an ihr Herz.

Aus dem Besuch bei der Tante war nun zwar nichts geworden, aber der liebe Gott hatte Ludwigs erste Reise doch zum Segen werden lassen.

Margot und Ludwig wuchsen wie Geschwister auf, frohes Leben herrschte wieder auf dem Gutshof.

Ludwig aber war von seiner Unbesonnenheit und seinem Stolz gründlich geheilt, er dachte immer daran, wie es ihm wohl auf seiner ersten Reise in die weite Welt allein ergangen wäre, wenn ihm der liebe Gott nicht die kleine Margot und ihren Vater geschickt hätte.





Ury, Goldblondchen 2.

Was Großvater Stumpfzahn erlebte.

Jungfer Rotnas und Jungfer Naseweis.

Es waren einmal zwei Schwestern. Die eine hatte eine Nase, die war so rot, wie die purpurnsten Rosen im Garten, und die andere eine, die war so weiß, wie die Wasserlilien draußen im Dorfteich. Darum nannten die Leute sie nicht bei ihren richtigen Namen, sondern nur Jungfer Rotnas und Jungfer Naseweis.

Als die Kindlein zur Welt gekommen, schlugen die Eltern die Hände über den Kopf zusammen.

„Rein, ist das eine zart und lieblich, und was es für ein schneeweißes Näschen hat, und pfui, wie schaut das andere garstig aus, das hat ja eine rote Mohrrübe statt der Nase im Gesicht!“ So riefen sie und herzten und küßten das weißnäsige. Das rotnäsige aber schoben sie in den Stall zu den Schweinen.

Und das blieb so, auch als die Schwestern und ihre beiden Näschen größer wurden.

Naseweis, wie auch die Eltern sie bald riefen, wurde verhätschelt und verwöhnt, während Rotnas von klein auf alle groben Arbeiten machen mußte.

Wenn Naseweis bis über die weiße Nase noch in den weichen Federn steckte, mußte Rotnas in aller Herrgottsfrühe beim schärfsten Winterfrost schon zum Dorfteich hinunter. Dort mußte sie das Eis aufhacken und die mitgebrachten Eimer mit Wasser zur Morgen-

suppe füllen. Und der böshafte Ostwind färbte ihre leuchtende Nase noch röter. Naseweis bekam Zwieback zur Morgensuppe, Rotnas mußte das hart gewordene Schwarzbrot mit den Schweinen teilen. Wenn Naseweis aufgestanden war, stellte sie sich vor den Spiegel, putzte sich und freute sich über ihre weiße Nase. Rotnas aber lief vor jedem Spiegel davon, denn sie fand sich selbst gar zu häßlich. Sie scheuerte Haus und Stall von morgens bis abends, sie kochte und wusch und dachte: „Wenn ich so fleißig bin, werden mich die Eltern und mein Schwesterchen doch ein bißchen lieb gewinnen.“ Aber die Eltern schalten sie, und Naseweis gab ihr auf jede Frage eine passende Antwort.

Die Leute im Dorf aber mochten die fleißige, bescheidene Jungfer Rotnas tausendmal lieber als die faule, vorlaute Jungfer Naseweis.

Ging ein Bauer am Fenster vorbei, wo Naseweis müßig Maulaffen feilhielt, und bot ihr freundlich die Zeit, so antwortete sie: „Was habt Ihr denn jetzt auf der Dorfstraße herumzulungern, schaut lieber, daß Euer Weizen trocken hereinkommt.“

Fuhr eine Frau zum Jahrmarkt in die Stadt, so rief Naseweis hinter ihr her: „Ihr habt wohl auch zu Hause nichts zu schaffen, daß Ihr Eure paar Groschen in der Stadt vertun müßt.“ Und wenn sie die grünen Rockschöße des Herrn Lehrers nur von weitem flattern sah, so schrie sie ihm auch schon die ganzen Sünden der Schuljugend entgegen: Daß der Sepp wieder Äpfel gemauft, der Hans mit Steinen nach dem Karo gezielt, daß die Liese hinter die Schule gegangen und der Michel sich die neue Sonntagshose beim Raufen zerfetzt habe. In alles steckte Jungfer Naseweis ihre weiße Nase.

Eines Tages saß Naseweis im Gärtchen vor dem Haus und blinzelte müde und faul in die Sonne.

Da kam es — trab, trab — die Dorfstraße entlang. Ein herrenloser Esel war's, gerade vor Jungfer Naseweis' Gärtchen blieb er stehen und steckte seine langen, grauen Ohren durch die Holzlatten des Bitters. Naseweis wollte sich nach einem Stein bücken und ihn davonjagen, aber sie war zu faul dazu.

So sagte sie nur: „Stecke deine garstigen Ohren gefälligst in einen andern Garten, alter Esel“, aber der Esel rückte und rührte sich nicht.

„Bäääh“ — machte Naseweis und bläkte ihm, so lang sie nur konnte, ihre Zunge heraus.

Da tat der Esel seine Maul auf und sprach:

„Jah, Jah — fein Jungferlein,
Wie mag denn wohl dein Name sein?“

„Braucht nicht jeder Esel zu wissen, wie ich heiße“, antwortete Naseweis grob und wandte ihm den Rücken.

Da sprach der Esel noch einmal:

„Jah, iah — fein Jungferlein,
Ach laß mich armen Esel ein,
Ach teil mit mir dein Abendbrod,
Jah — sterb' sonst den Hungertod!“

„Sahaha,“ lachte Naseweis, „das sollte mir einfallen, da müßte ich ja gerade solch ein Esel sein wie du“, und — schwapp — warf sie die Haustür hinter sich ins Schloß.

Das Eselein aber trabte zum Hof, wo Rotnas gerade Röhren, Schweinen und Ziegen frisches Streu hinschüttete.

„Jah, iah — fein Jungferlein,
Wie mag denn wohl dein Name sein?“

fragte es deutlich.

„Fein Jungferlein, lieber Gott, so hat mich noch keiner genannt“, meinte Rotnas betrübt. „Ich heiße geradeso garstig

wie ich ausschau — Jungfer Rotnas“, setzte sie nach einem Weilchen seufzend hinzu.

Der Esel nickte klug mit dem Kopf.

„Jah, jah — fein Jungferlein,
Ach laß mich armen Esel ein,
Ach teil mit mir dein Abendbrod,
Jah — sterb' sonst den Hungertod!“

sprach er von neuem.

„Das sollst du nicht, du armes Grauchen“, mitleidig klopfte Rotnas dem Esel das Fell. „Ich hab' zwar nur trocken Brot, aber du bekommst die Hälfte davon, und ein Bündelchen Heu wird wohl auch noch für dich abfallen, grauer Gefelle. Da, das schmeckt dir, gelt?“ Sie sprang zum Heuboden und füllte dem Eselchen eine Futterkrippe im Stall.

„Bleib' nur heute Nacht hier, es gibt ein böses Wetter“, sprach das gutherzige Mädchen weiter. „Bist wohl gerade so verlassen wie ich, du armes Tier?“ und sie schlang ihre Arme um den Hals des Grauchens und weinte.

„Jah“ — sagte der Esel und nichts weiter.

Am andern Morgen, als Rotnas erwachte, war der Esel verschwunden. In der Krippe aber, vor der er gestanden, blühte und bünkte es. Und als Rotnas näher hinzufah, da hatte sich jedes Heuhälmlchen in flimmerndes Gold verwandelt. Jubelnd lief sie mit ihrem Fund in die Stube zu den Eltern und zur Schwester, „nun werden sie mich wohl liebhaben“, dachte sie glücklich.

Aber man jagte sie mit Schlägen aus dem Zimmer, und das goldene Heu bekam Schwester Naseweis. Nur ein einziges Hälmlchen blieb an Rotnas' Haaren hängen, und soviel sie auch kämmte, es ließ sich nicht entfernen.

Jungfer Naseweis aber ärgerte sich schmählich, daß sie den merkwürdigen Esel nicht eingelassen hatte. Sie hätte ihm noch viel mehr Heu vorgeworfen, und das wäre dann alles zu Gold geworden.

Sie saß am Fenster und forderte jeden Esel, der vorüberging, jetzt höflich auf, doch näherzutreten, aber es nützte ihr nichts.

Als Jungfer Naseweis nun so saß, da furrte ihr plötzlich ein Gotteskäferlein um die weiße Nase.

Ärgerlich griff Naseweis zur Fliegenklatsche, klitsch — klatsch, da hatte sie danebengeschlagen. Das Gotteskäferlein aber furrte lustig in die Sonne hinaus.

Draußen im Hof am Brunnen stand Jungfer Rotnas und wusch emsig die Wäsche, daß der weiße Seifenschaum nur so spritzte.

Da flog das Gotteskäferchen hinzu und setzte sich auf den runden Arm des fleißigen Mädchens.

„Ei, ein Gotteskäferlein!“ rief dieses und hielt in der Arbeit inne, um den kleinen Gast nicht zu verjagen.

Horch — das Gotteskäferlein summt, ganz deutlich vermochte es Rotnas zu verstehen:

„S—s—s — du Mägdlein fein,
 Bin ein Gotteskäferlein,
 Jeden Wunsch erfülle ich,
 S—s—s — was wünschst du, sprich!“

„Ach, ich habe nur einen einzigen Wunsch solange ich lebe, aber den wirst du mir wohl nicht erfüllen können, du gutes Käferlein“, meinte Rotnas traurig. „Ich wünsche mir nichts anderes, als daß der häßliche rote Zinken, den ich statt der Nase im Gesicht habe, klein und weiß wird, so weiß, wie der Seifenschaum hier.“

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, da flog das Gotteskäferchen empor, setzte sich auf Jungfer Rotnas' rote Nase — einen Moment — und husch, war es davon.

Rotnas aber beugte sich betrübt wieder über ihre Wäsche.

„Ich habe es ja gewußt, daß ich Unmögliches wünsche“, sagte sie mit Tränen in den Augen.

Als sich Rotnas des Abends schein in die Stube schlich, den Tisch für das Nachtmahl herzurichten, denn wenn sie sich blicken ließ, waren die Eltern böse, da rief die Mutter: „Komm her, mein Töchterlein, hier steht süße Milch mit Erdbeeren für dich zum Abendbrot.“

Rotnas' Herz schlug vor Freude, so hatte die Mutter noch nie zu ihr gesprochen.

Sie setzte sich an den Tisch und ließ es sich munden.

Da trat der Vater in das Zimmer.

„Naseweis,“ sprach er, „morgen fahre ich in die Stadt zur Vogelwiese, du sollst mit, mein Kind, da wirst du mal Augen machen.“

Rotnas blieb vor Schreck der Happen in der Kehle stecken.

Die Eltern hielten sie in der Abenddämmerung für Naseweis, ja, so war's, darum waren sie so gut zu ihr.

„Ich bin ja Rotnas, liebe Eltern“, sagte sie bescheiden, denn jetzt würde man sie sicher wieder hinausjagen.

Aber die Eltern lachten.

„Sahaha — das Mädel wird immer spaßiger, will uns mit dem zarten, weißen Näschen einreden, sie wäre die garstige Rotnas, hahaha.“

Ehe Jungfer Rotnas noch antworten konnte, ging die Tür auf, und Jungfer Naseweis trat ins Zimmer. Sie war schön geschmückt und wollte zum Tanzboden gehen. Schon in der Tür rief sie:

„Wo steckt denn bloß die faule Rotnas, meine Schuhe soll sie mir putzen, aber die dumme Trine läßt sich nicht blicken.“

„Ich gehe schon, liebe Schwester“, sagte Rotnas freundlich und stand von ihrer Erdbeermilch auf.

Da fiel Naseweis' Blick auf den fast ausgelöffelten Napf.

„Meine Erdbeeren, Mutter, meine Erdbeeren“, so rief sie weinend vor Wut. „Mutter, das unverschämte Ding hat mir mein Abendbrot fortgegessen“, mit geballten Fäusten wollte sie auf Rotnas los.

Der Vater aber, der bisher starr vor Staunen von einer zur andern geblickt hatte, trat trennend dazwischen.

„Ja, wer von euch beiden ist denn nun Naseweis, und wer ist Rotnas?“ fragte er, sie musternd. „Eine hat so ein weißes Näschen wie die andere, und eine ist so zart und hold wie die andere! Ganz gleich schaut ihr aus, nem, doch nicht, diese hier ist noch lieblicher als jene“, und er wies auf Rotnas.

Der blieb das Herz fast vor Glückseligkeit stehen, und sie dankte heimlich dem guten Gotteskäferchen.

Naseweis aber wurde puterrot vor Wut.

„Sie hat sich die Nase mit Mehl bestreut,“ schrie sie, „heute mittag hatte sie noch eine Nase — wie ein Krebs so rot, das geht nicht mit rechten Dingen zu“, sie krümmte die Finger und wollte der armen Rotnas wie eine Raze ins Gesicht fahren.

Da pochte es dreimal laut an die Thür.

Naseweis ließ von der Schwester ab und lief neugierig zu schauen, was es gäbe.

Ein altes, runzliges Mütterchen in Lumpen, das sich mühsam auf den Krückstock stützte, steckte seinen wackligen Kopf zur Stube hinein.

„Guten Abend beisammen,“ sagte es mit knarrender Stimme, die sich wie ein eingerostetes Türschloß anhörte, „habt ihr einen Teller warme Suppe für mich armes Weiblein übrig, liebe Leut?“

„Hier wird nicht gebettelt“, schrie Naseweis, immer noch in ihrem Ärger, und schlug die Tür so heftig zu, daß sie der Alte beinahe die Nase einklemmte.

Rotnas aber schlich sich hinter dem armen Mütterlein her und schöpfte geschwind in der Küche einen Teller warmer Suppe aus dem Topf.

Am Hofstor holte sie die humpelnde Alte ein.

„Da, liebes Mütterchen,“ sagte sie mitleidig, „ist ein Teller warme Suppe für Euch. Der Abend ist kühl, eßt, das wird Euch gut tun!“

„Gott lohn's“, sprach die Alte und griff mit zitteriger Hand nach dem Löffel.

Und Rotnas weidete sich daran, wie gut es dem Mütterlein schmeckte.

Als sie aber den letzten Happen gelöffelt hatte, warf die Alte plötzlich ihren Stock zu Boden und — o Wunder — der Krückstock verwandelte sich in ein feuriges Roß.

Das Mütterlein aber war verschwunden.

Statt ihrer stand ein hochgewachsener schöner Königssohn vor der erschreckten Rotnas und griff zärtlich nach ihrer Hand.

„Fürchte dich nicht, holdes Mägdelein,“ sprach er, „ich bin ein Königssohn und ausgezogen, um mir eine Frau zu suchen. Aber nur die, welche das beste Herz hat, sollte es werden. Darum hat mir mein Pate, ein mächtiger Zauberer, seinen Zauberstab für die Reise geliehen, daß ich die Herzen der Mägdelein ergründen könnte. Ich war der Esel, mit dem du dein Brot geteilt, ich war das Gotteskäferchen, das du nicht verjagt, und das Mütterlein, das du soeben

gelobt. Jetzt aber setze ich dich auf mein Roß und führe dich als meine Braut ins Königsschloß." So sprach der Prinz.

Da fiel ihm Rotnas glücklich um den Hals und bat, doch den Eltern und der Schwester noch Lebewohl sagen zu dürfen.

Als sie aber Hand in Hand in die Stube traten, wurde Naseweiß grün und gelb vor Neid.

Und ohne daß der Prinz es merkte, stieß sie Rotnas in die



Ecke und hing sich selbst an seinen Arm. Denn sie sahen jetzt beide ganz gleich aus.

Rotnas aber schwieg, denn sie wollte sehen, ob der Königssohn sie wahrhaft liebe, dann würde er sie auch herauserkennen, meinte sie.

Schon wollte der Prinz Naseweis auf sein Pferd heben, da fiel es dieser ein, daß es doch schade sei, das goldene Heu zurückzulassen, und sie lief in die Kammer, es zu holen. Drinnen hörte man sie schimpfen und toben — das Goldheu war wieder ganz gewöhnliches Heu geworden.

Der Königssohn aber sah plötzlich in der Ecke etwas glitzern und gleißen, und als er näher zuschaute, da war es der Goldhalm im Haar der anderen Schwester, der hatte sich nicht verwandelt. Nun wußte er, wer die Rechte war.

Und soviel Jungfer Naseweis auch beteuerte, daß sie Jungfer Rotnas sei, der Prinz ließ sich nicht mehr täuschen,

Er hob Rotnas auf sein Roß, küßte sie und sprach: „Von heute an sollst du nicht mehr Rotnas heißen, sondern Rosenmund“, und trab — trab — ritt er mit ihr davon





Srau und dunkel war es da oben in der Bodenkammer, in der man das alte Gerümpel aufbewahrte, niemals fanden die goldenen Strahlen der lieben Sonne den Weg durch die blinden Fenster-scheiben. Ganz still war es, die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, welche sich hier oben vereinigt hatte, lag in tiefem Schlaf, sie feierte jetzt nach einem langen, arbeitsreichen Leben.

Nur Frau Spinne saß am Dachbalken und spann fleißig den dünnen Faden zu kunstreichen Netzen. Kreuz und quer knüpfte sie das feine Gewebe, bis die ganze Rumpelkammer mit Spinnweben überzogen war.

Heute hatte sich ein unternehmungslustiges Mäuschen in die Rumpelkammer verirrt. Der jahrelange Staub kratzte es zwar heftig im Halse, daß es laut husten mußte, aber es hielt in seiner Entdeckungsreise nicht inne. Tapfer drang es in dem Halbdunkel vorwärts; perdaus — da lag es auf der Nase, es war über eine große Puppe gestolpert, die mitten auf der Erde lag.

Das Mäuslein hielt sich sein schmerzendes Beinchen, ach — aber wie erschraf es, als sich die Puppe plötzlich mit einem Ruck kerzen-gerade in die Höhe setzte.

Sie rieb sich die blauen Glasaugen, gähnte laut „huuh“ und fragte, sich noch ganz verschlafen umsehend: „Wo bin ich denn?“

„In der Rumpelkammer, gnädiges Fräulein“, piepste die Maus ganz dreist, denn sie sah, daß es eine höchst anständig gekleidete Puppe war, mit der sie es zu tun hatte, wenn sie auch etwas heruntergekommen und verstaubt aussah.

„In der Rumpelkammer, freilich,“ wiederholte diese mit einem tiefen Seufzer, „in den dunkeln, schmutzigen Bodenraum hat man mich seit Jahren eingesperrt, ja, Undank ist der Welt Lohn!“

„Uns ist es auch nicht besser gegangen — nein, uns ist es gerade so ergangen“, ertönte es jetzt hier und da aus den Ecken, eines nach dem andern von dem alten Gerümpel war durch den ungewohnten Lärm erwacht.

Die Puppe versank in wehmütige Erinnerungen. „Sie glauben es gar nicht, meine Herrschaften, was für ein verwöhntes und verhätscheltes Puppenkind ich gewesen bin“, seufzte sie. „Als mich Lotti, meine kleine Herrin, das erstemal in dem rosafarbenen Kleid unter dem funkelnden, lichtstrahlenden Weihnachtsbaum sitzen sah, da nahm sie mich jubelnd in beide Ärmchen und gab mir einen so herzhaften Kuß gerade auf die Nase, daß ich fast eine Beule bekam. Ja, viele Jahre war ich das Liebste der kleinen Lotti, all ihre Gedanken drehten sich nur um ihre große Puppe Minchen. Keine ihrer andern Puppen und Püppchen war so schön wie ich. Heute freilich bin ich nun alt, da ist nicht mehr viel von meiner einstigen Schönheit übriggeblieben.“

„Oh, Fräulein Minchen,“ sagte der alte zerbrochene Puppenwagen galant, der die Puppe schon seit vielen Jahren heimlich verehrte, „sagen Sie das nicht, Sie sind noch immer schön!“

Puppe Minchen errötete geschmeichelt.

„Wissen Sie noch, lieber Puppenwagen, wie eifrig und ordentlich die kleine Lotti jeden Tag mein Bettchen ordnete, ganz glatt legte sie das Laken, daß mich nur ja keine Falte drücken sollte. Dann wusch und rubbelte sie mich so sehr, daß ich am liebsten laut geschrien hätte, gerade so, wie die Lotti es jeden Morgen selbst machte, wenn das Kindermädchen Luise mit dem großen Schwamm ankam.“

„Oh, davon kann ich eine Geschichte erzählen“, ertönte es aus einer Ecke. „Sie kennen mich doch noch, Fräulein Minchen, ich bin ja die alte Kinderwaschtoilette, die manch liebes Mal das Schreikonzert beim Waschen mit anhören mußte. Sehen Sie, hier an meinem rechten Bein fehlt ein Stück Holz, da hat die unartige Lotti mit dem Fuß gegengestoßen, weil das Wasser so naß und kalt war, und die Seife so in ihre Blauaugen biß. Ja, auch ich war einst jung und schön, ein weißes Lackkleid hatte ich an, mit himmelblauen Streifen, aber jetzt bin ich alt und grau geworden — vorbei ist es mit Jugend und Schönheit!“

„Mich haßte sie am meisten“, tönte es da etwas gequetscht aus der Schublade der Waschtoilette. Es war eine alte eingeklemmte Handbürste mit einer großen Glaze, fast alle ihre Haare waren ihr vom Alter ausgegangen. „Ach, wenn Mama Lottis Fingerchen, an denen sie immer die Nägel abknabberte, trotzdem die Mutter es doch so streng verboten hatte, mit meinen Borsten bearbeitete, dann kratzte ich sie, so sehr ich nur konnte, zur Strafe für das häßliche Knabbern.“

„Das war aber gar nicht hübsch von Ihnen, denn damals war die Lotti noch ganz klein,“ verteidigte die treue Puppe Minchen ihre kleine Puppenmama, „später als sie größer wurde und verständiger, tat sie es von selbst nicht mehr. Nein, ich kann mich über die Lotti nicht beklagen, sie war die beste und zärtlichste Puppenmutter, die

man sich nur wünschen konnte. In ihrem kleinen Waschfaß wusch sie meine Wäsche blisssauber, und dann plättete sie mit dem kleinen Plätteisen all meine Hemdchen und Taschentücher, daß es eine wahre Freude war. Oh, wie fleißig hat sie für mich geschneidert, die schönsten Hütchen und Schürzchen nähte sie mir unter der Aufsicht der lieben Mama. Hatte ich mir ein Knöpfchen von meinem Kleide abgerissen oder ein Loch in meine rosa Strümpfchen gelaufen, dann brachte das sorgsame kleine Mädchen es gleich wieder in Ordnung. Jeden Tag kochte sie mir mein Leibgericht, Schokoladensuppe mit Rosinen und Mandeln, ja, ich hatte es sehr gut!

Dann aber kam eine Zeit, wo die Lotte mich ein wenig vernachlässigte, als sie das erstemal mit ihrer kleinen Plüschmappe des Morgens in die Schule wanderte. Da vergaß sie es ganz, mich anzuziehen, den langen Tag mußte ich, arme Puppe, in meinem Bettchen liegen und war dabei doch nicht krank. Ich war recht böse auf die dumme Schule, die Lotti hatte jetzt fast gar keine Zeit mehr für mich. Immer saß sie bei ihrer kleinen Fiebel und buchstabierte mit heißen Bäckchen, oder sie kratzte mit ihrem Schieferstift auf die schwarze Tafel, daß ich Kopfschmerzen davon bekam.“

„Solchen Lärm habe ich gar nicht gemacht“, rief es da aus der tiefsten Tiefe des Puppenwagens. Eine alte zerbrochene Tafel war's, die Gott weiß wie in den Puppenwagen hineingeraten war. „Wenn sich die Lotti mit mir beschäftigte, ging alles im Gegenteil ganz ruhig und manierlich zu. Ach, wie quälte sich die Kleine das i hübsch gerade nachzuschreiben, aber es war merkwürdig, ein i wurde immer krummer und langbeiniger als das andere. Und schließlich kam der böse Schwamm, der mit einem blauen Bändchen an meinem Holzmäntelchen befestigt war und löschte die ganze Gesellschaft wieder fort. Aber lange gab sich Lotti auch mit mir nicht ab, bald erschien

das Heft, der Federhalter und das Tintenfaß auf der Bildfläche und verdrängten mich aus ihrer Gunst. Ich, arme Schiefertafel, aber wanderte in die Rumpelkammer!“

„Da habe ich es doch besser gehabt,“ meinte die Puppe nachdenklich, „bald holte mich die Lotti wieder hervor, und bei den Kindergesellschaften, die Lotti am Geburtstage ihren kleinen Schulfreundinnen geben durfte, wurde ich von all den kleinen Mädchen angestaunt und bewundert. Ich durfte mit am Tisch sitzen und bekam Geburtstagschokolade zu trinken, und nachher spielte ich mit „Deckeldrehen“ und „Taler, Taler, du mußt wandern“.“

„Auch ich stamme von einer Geburtstaggeseellschaft der kleinen Lotti“, fiel eine grüne Stocklaterne ein, die bis jetzt schweigsam in der Ecke gelehnt hatte. „Wenn es dunkel wurde, bekam jedes Kind eine brennende Stocklaterne in die Hand, blaue, grüne, gelbe und rote, und dann zogen die kleinen Mädchen hintereinander durch die dunklen Gänge des Gartens. Voran Onkel Wilhelm mit der Geige, ei, das war eine rechte Lust!“ Die Stocklaterne versank wieder in ihre frühere Schweigsamkeit.

„Wissen Sie noch, Fräulein Minchen,“ rief jetzt eine ganz mit grauen Spinnweben überzogene Schaukel, „wie Sie mit Lotti auf meinem Brett im Garten saßen, und wie lustig wir in die Luft hineinflogen? Einmal aber gab die Kleine mir einen zu derben Stoß — bauß — lagen wir alle zusammen der Länge nach auf der Erde. Ich kam ja mit dem bloßen Schrecken davon. Sie aber, Fräulein Minchen, hatten sich den Arm gebrochen, und die arme Lotti lag besinnungslos am Boden.“

„Oh,“ rief das weichherzige Minchen und zog das Taschentuch heraus, um sich die Tränen abzuwischen, „dann wurde meine kleine Puppenmama sehr krank, wochenlang bekam ich sie nicht zu sehen.“

„Ich aber sah sie,“ rief mit zitteriger Stimme ein ganz altes Nachtlämpchen dazwischen, „viele, viele Nächte habe ich mit der armen Mama am Bettchen des kranken Kindes zusammen gewacht. Ach, ich denke immer noch an die eine Nacht zurück, wo das Fieber so hoch stieg, daß sich die Lotti mit weiten, geöffneten Augen und mit glühenden Wäckchen ruhelos in den weißen Kissen wälzte, und die Mama weinend am Bettchen des todkranken Lieblings niederkniete und den lieben Gott anflehte, ihr doch ihr einziges Kind nicht zu nehmen. Da flossen auch mir die Tränen aus den Fettaugen meines Brennöls, und laut zischend verlöschte ich. Als ich wieder angesteckt wurde, da war die Besserung inzwischen eingetreten, Lotti lag ruhig atmend und sanft schlafend in ihrem Bettchen. Die Mutter aber kniete noch immer an demselben, jetzt jedoch dankte sie dem lieben Gott.“

„Und als die Genesung nun vorwärts ging, da mußte ich kommen,“ rief ein arg zerfestes Märchenbuch aus, „was für herrliche Märchen mußte die Mama der kleinen Lotti täglich aus mir vorlesen.“

„So schöne Geschichten wissen Sie doch nicht zu erzählen, wie ich“, knarrte Großvaters alter Lehnstuhl, der ganz zerbrochen in der Ecke stand. „Wenn ich auch heut ein unbrauchbarer Invalide bin, wenn ich auch nur noch auf drei Beinen humpel, und die Motten in meinen Polstern wohnen und die Holzwürmer in meinem Holze, einst war ich ein ganz prächtiger Lehnstuhl. Wie liebte mich Lottis Großvater! Und Lotti selbst sprang jeden Abend in der Dämmerung die Treppe im Hause empor zu Großvaters Stübchen. Und dann setzte er sich in meine Polster, nahm sein Enkelchen auf den Schoß, und nun ging das Geschichtenerzählen los. War das schön — war das schön!“ Wehmütig knarrte der alte Lehnstuhl vor sich hin.

„Wenn ich bloß wüßte, was aus der kleinen Lotti geworden ist,“ meinte Puppe Minchen sinnend, „gar zu gern würde ich sie noch einmal wiedersehen!“

„Das kann ich Ihnen verraten, gnädiges Fräulein“, piepste das Mäuslein, das all den interessantesten Geschichten aus alter Zeit andächtig gelauscht hatte. „Unten in der Wohnung ist jetzt eine junge Frau mit ihrem Töchterchen Hilde bei den alten Eltern zu Besuch. Lotti heißt die junge Frau, ich hörte es ganz deutlich, denn ich habe mein Mäuseloch in dem Speisezimmer. Das ist sicher die kleine Lotti von damals!“ — — —

Da knarrte plötzlich das alte eingerostete Türschloß, das Mäuslein sprang furchtsam davon, und all das alte Gerümpel schwieg. Der Schlüssel drehte sich quietschend, die Tür zur Kumpelkammer wurde geöffnet, Licht und Luft drang in den dunklen Bodenraum.

„Puh“, machte die schöne, junge Frau, die mit ihrem Töchterchen und der derben Dienstmagd hereintrat, „ist das hier ein Staub, schnell mach das Fenster auf, Stine.“

Die Magd öffnete das Fenster und fegte mit einem großen Besen die grauen Spinnweben und die dicken Staubwolken von dem alten Hausrat.

Die junge Frau aber — Puppe Minchen hatte in ihr gleich ihre kleine Lotti wiedererkannt — ging, in wehmütige Erinnerungen versunken, langsam an all den alten Sachen aus ihrer Kinderzeit vorüber.

„Großvaters Lehnstuhl“, rief sie und strich mit der weißen Hand so weich über den wackligen Sessel, daß dem alten Gefellen ganz warm ums Herz wurde.

„Ach, und meine große Puppel! Die wollen wir mitnehmen, nicht wahr, Hildchen,“ sagte sie zu ihrem Töchterchen, „die soll der Weihnachtsmann wieder jung und schön machen.“ — — —

So wanderte Puppe Minchen wieder aus der Rumpellammer und kam noch einmal zu Ehren.

Der gute Weihnachtsmann schenkte ihr eine neue Lockenperücke und ein prächtiges, mattblaues Kleidchen. Und am lieben Weihnachtsfest freute sich Lottis Töchterchen von all den herrlichen Gaben am allermeisten über die große Puppe, mit der schon Muttchen gespielt hatte.



Buckelhannes.

Frühling war es geworden, selbst in die dunkle schmale Gasse der großen Stadt warf die Frühlingssonne ihren flimmernden Schein. Lachend auf goldenen Strahlenfüßchen huschte sie übermütig durch die dürftige, schmutzige Gasse und spann den kleinen Hannes, der auf den ausgetretenen Stein-
stufen hockte, die zu der Schusterwerkstatt hinaufführten, mit glänzenden Fäden ein.

Aber der Kleine sah den lieben Frühling gar nicht, einsam lehnte er an der kalten Steinmauer. Auf den Armen



schaukelte er leise das jüngste Brüderchen, und mit traurigen Augen blickte er zu dem Kirchplatz hinüber, wo die Brüder und Kameraden lachend den bunten Kreisel peitschten.

Er war ausgeschlossen aus ihrem fröhlichen Kreise, keines der Kinder mochte mit ihm spielen. „Buckelhannes“ riefen ihm die bösen Buben und Mädchen nach, sobald er sich zeigte, und wiesen höhrend mit den Fingern auf ihn.

Große Tränen flossen dem kleinen Hannes aus den schönen, dunkelblauen Augen. Warum hatte ihm der liebe Gott nur einen so häßlichen, mißgestalteten Körper gegeben? Überall wurde er zurückgesetzt, keiner hatte ihn lieb, die Brüder stießen und prügelten ihn, und der Vater schimpfte über den unnützen Broteffer. Die andern Jungen konnten doch ab und zu schon einen Groschen verdienen, dem Bäcker morgens die Frühstücksemmeln austragen, Botengänge tun, und den Damen, die zum Einkauf auf den Markt gingen, die schweren Taschen nach Hause tragen. Aber den buckligen, kleinen Hannes mochte kein Mensch haben, der war zu nichts anderem gut, als höchstens das kleine Brüderchen zu verwahren.

Ja — wie sein liebes Mütterchen noch lebte, da hatte er es gar nicht so empfunden, daß er anders aussah als all die andern Kinder. Da hatte er es nicht einmal verstanden, daß die Mutter ihn oft tränenden Auges in die Arme schloß und, lieblosend sein weiches, braunes Haar streichend, leise seufzte: „Könnte ich dir doch all das Schwere, daß dich im Leben erwartet, abnehmen, mein kleiner Hannes!“

Aber jetzt, seitdem der liebe Gott sie zu sich genommen hatte, wußte er, was sein liebes Mütterchen mit den traurigen Worten gemeint hatte. Jetzt war er so einsam und verlassen auf der weiten Welt, so ausgestoßen und zurückgesetzt, wie sich nur je ein armes

Kind gefühlt hatte. Und dabei hatte er doch ein so zärtliches, liebebedürftiges kleines Herzchen, aber die Brüder lachten und spotteten über ihn, wenn er ihre höhnnenden Schmähreden mit sanftem Wesen und freundlichen Worten vergalt, und der Vater sagte ärgerlich: „Der Junge hat keine Ehre im Leibe!“

Dann schlich sich Hannes traurig hinweg. —

Nur in der Schule fühlte sich der kleine Hannes wohl. Der Herr Lehrer setzte ihn nicht wegen seiner häßlichen Gestalt zurück, der war stets freundlich und gütig gegen ihn. Der sah, was für kluge, leuchtende Augen aus dem blassen Gesichtchen über dem kleinen mißgestalteten Körper strahlten, und was für ein fleißiger und gesitteter Schüler der kleine Hannes war. Hier in der Klasse war er der Erste von allen Kindern. Die fehlerfreisten und saubersten Arbeiten hatte der kleine Hannes stets; keiner wußte die Rechenaufgaben so schnell zu lösen wie er, und keiner konnte das Gedicht so ohne Stocken aufsagen.

Darum aber gerade waren seine Schulkameraden und besonders die älteren Brüder, die faul und dumm waren, neidisch auf ihn. Hatte der Hannes seine Schulaufgaben mit schöner, sauberer Schrift in das Heft geschrieben, dann gingen sie heimlich an seine Mappe, rissen ihm die Seiten aus seinem Buche, beschmierten seine Hefte und verdarben die Arbeiten. Und der arme Kleine mußte dann nachts in seinem Kämmerchen, wenn die Brüder längst schon schnarchten, beim flackernden Lichtstumpf mit müden Augen noch einmal seine Arbeiten anfertigen.

Aber als es Zensuren gab, brachte der Hannes ein feines Zeugnis mit Nr. 1 nach Hause, und der Herr Lehrer kam zum Vater und bat ihn, den Hannes doch auf eine höhere Schule zu

geben, er wolle ihm eine Freistelle im Gymnasium verschaffen. Es wäre schade um Hannes' gute Fähigkeiten und seinen Fleiß. Der Schuster wollte nicht recht heran, wozu denn der kleine Buckel, der ja doch zu nichts gut wäre auf der Welt, soviel lernen sollte, meinte er roh, aber schließlich gab er doch seine Einwilligung.

So kam denn der Hannes aufs Gymnasium. Aber auch hier erging es ihm nicht besser. In den Stunden war er der aufmerksamste und eifrigste Schüler, mit leuchtenden Augen folgte er dem Vortrage des Lehrers. Doch wenn die Schulglocke ertönte und die Frühstückspause begann, dann stand er auch hier einsam in irgendeiner Ecke des Schulhofes, ausgeschlossen von den fröhlichen Spielen der anderen. Keiner von den reichen Knaben mochte mit dem armen buckligen Schustersohne in dem vielfach geflickten Anzug verkehren. Dann sah Hannes mit sehnsüchtigen Blicken zu den Schulkameraden hinüber, die den schlanken, jungen Körper gewandt im Turnen und Springen übten und sagte sich mit zuckenden Lippen noch einmal die lateinischen Regeln zur nächsten Stunde auf.

Zu einem der Schulgenossen, einem schönen, wilden Knaben, dem Sohne eines reichen Fabrikbesizers, fühlte er sich besonders hingezogen. Hannes half Erwin heimlich bei seinen Arbeiten und steckte ihm stets seine gelösten Aufgaben zum Abschreiben zu. Erwin ließ sich das gern gefallen, aber auch vor den Kameraden mit dem armen Jungen zu verkehren, das vermochte der stolze Erwin nicht über sich.

So wurde der Hannes vierzehn Jahr alt, und trotz seiner Tränen und seines Flehens, ihn doch weiter das Gymnasium besuchen zu lassen, trotz der Bitten der Lehrer, nahm ihn der Vater aus der Schule und in seine Schusterwerkstatt. Es sei Zeit, meinte der Vater, daß der Junge nun endlich was Ordentliches lerne und sich nützlich mache.

So saß denn Hannes auf dem niedrigen Schusterschemel in der dunklen Werkstatt. Träumenden Blickes schaute er auf die schmutzige, düstere Gasse hinaus und zog mechanisch den schwarzen Pechdraht durch das dicke Schuhleder. Seine Arbeit machte ihm keine Freude. Gar oft ließ er den Stiefel, den er besohlen sollte, in den Schoß sinken und träumte mit offenen Augen von den schönen, hellen Klassenzimmern, von den griechischen und lateinischen Vokabeln und den mathematischen Formeln, für die er, wie die Lehrer gesagt hatten, ganz besonders begabt gewesen sei. Dann ergriff er irgend ein Stück Kreide und begann auf der Stiefelsohle mathematische Aufgaben zu berechnen, bis die rauhe Stimme des erbosteten Vaters ihn unsanft aus seinen Träumen riß. Aber abends, wenn Feierabend war und die andern lachend und schwatzend vor ihren Haustüren saßen, dann stahl sich Hannes in sein Kämmerlein zu seinen lieben Büchern. Dann lernte er mit heißen Backen die Lektionen und wiederholte das bereits Gelernte. Das war für ihn die schönste Stunde des Tages.

Von seinen Schulkameraden hatte er keinen wiedergesehen; nur einmal, als er ein Paar Stiefel austragen ging, kam ihm ein feingekleideter Knabe aus seiner Klasse entgegen. Da drückte sich Hannes beschämt und scheu an dem ehemaligen Kameraden vorbei, aber er sah doch das spöttische Lächeln, das um die Lippen des andern spielte.

Eines Tages übergab ihm der Vater ein Paar nagelneue Stiefel, die er abliefern sollte. Und — o Schrecken — der Eigentümer der Stiefel war jener reiche Fabrikbesitzer, der Vater Erwins, zu dessen körperlicher Schönheit und Kraft Hannes immer bewundernd aufgesehen. Er bat den Vater flehentlich, doch einen der Brüder zu schicken, aber als die merkten, wie peinlich Hannes der Auftrag war, drangen sie darauf, daß er gehen mußte.

So zog denn Hannes ängstlich die Glocke an der Wohnung des reichen Fabrikherrn. Scheu, mit niedergeschlagenen Augen stand er vor der öffnenden Dienstmagd, die ihn in das nächstgelegene Zimmer führte. Er sollte einen Augenblick warten, hieß es, der Herr würde gleich kommen und die Stiefel anprobieren. Schüchtern sah Hannes sich in dem behaglich ausgestatteten Raume um, es war Erwins Zimmer. Dort auf dem Arbeitstisch lagen aufgeschlagene Bücher. Hannes konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick hineinzuwerfen. Er ergriff das erste beste, es war ein lateinisches Buch, und begann halblaut ein Gedicht zu lesen.

Da wurde die Tür aufgerissen, Erwin, der gerade heute seinen fünfzehnten Geburtstag beging, stürmte mit acht Knaben seiner Klasse, die er sich zur Feier des Tages eingeladen hatte, ins Zimmer. Als die Knaben den buckligen Schusterjungen erblickten, in der einen Hand das Paar neue Schuh, in der andern das lateinische Buch, da brachen sie in ein höhnisches Gelächter und in ein lautes Gejohle aus. Und einer der Jungen riß ihm lachend das lateinische Buch aus der Hand und hielt ihm die neuen Schuhe dicht unter die Nase.

„Hier, Schusterpech rieche, das paßt besser für dich, Buckelhannes, da stecke deine Nase rein, aber nicht in die lateinischen Bücher, die du doch nicht verstehst“, rief er ihm unter dem lauten Beifall der Kameraden hochmütig zu.

Hannes' blaßes Gesicht war mit Blut übergossen, seine Augen füllten sich mit Tränen, da aber trat Erwin, einer edlen Regung folgend, mutig auf die Seite des armen Hannes.

„Was,“ rief er mit lauter Stimme, „der Hannes versteht die lateinischen Bücher nicht, ich wünschte, ihr verständet sie so gut, dann würdet ihr Ostern sicherlich bessere Zeugnisse nach Hause gebracht haben. Wehe dem, der noch ein Wort gegen ihn sagt“, rief er mit

blitzenden Augen; und vor seinen geballten, kräftigen Fäusten verstummte auch der Reckste.

„Brav, Erwin,“ sagte da der herzutretende Vater, der alles mitangehört hatte, plötzlich hinter ihm, „das nenne ich ehrlich gesprochen, und nun erzähle mir, wie der Schusterjunge zu lateinischen Kenntnissen kommt.“ Da berichtete Erwin haarklein die Geschichte seines Schulkameraden, und Hannes stand mit gesenkten Augen daneben und wagte kaum, auf die gütigen Fragen Antwort zu geben.

Erwin brachte Hannes ein großes Stück Geburtstagstorte, das mußte er essen, und dann begleitete ihn der Fabrikherr heim in die Schusterwerkstatt. Hier hatte der reiche Fabrikbesitzer ein langes Gespräch mit dem Schuster, und das Ende davon war, daß Hannes seine paar Sachen zusammenpacken mußte und in das schöne Haus zu Erwins Vater übersiedelte. Sein edler Wohltäter, der ihn auf seine Kosten erziehen ließ, sandte ihn wieder auf das Gymnasium, und eine innige Freundschaft fürs ganze Leben verband von nun an Erwin und Hannes. Wehe dem Knaben, der Hannes auch nur scheel angesehen hätte, Erwin stand schützend mit seinen gefürchteten Fäusten vor dem schwächeren Freunde; und dieser leistete Erwin dafür bei seinen Arbeiten eine nicht zu unterschätzende Hilfe und förderte ihn in geistiger Beziehung. — —

Aus dem armen verachteten Buckelhannes ist einer der berühmtesten Universitätsprofessoren geworden, und wenn die Studenten in der Vorlesung atemlos an seinen beredten Lippen hängen, dann denkt wohl keiner von ihnen daran, wie mißgestaltet und häßlich der Körper ist, der den klugen, geistvollen Kopf des allgemein verehrten Herrn Professors trägt.



Goldregen.

Durch den Garten spazierte der Abendwind.

Er zupfte die Rose an das rosige Ohrläppchen, fuhr Vergißmeinnicht über das blaue Köpfchen, küßte Stiefmütterchen auf das samtweiche Bäckchen und strich leis und lind durch Baum und Busch. Und die Blüten rings im Garten hoben die zarten Blumengesichter und nickten dem guten alten Freunde lachend zu.

Nur das Bäumchen dort in der Ecke, das über und über mit goldenen Blüten besteckt war, ließ seine Zweige traurig zur Erde hängen.

Ob der Abendwind es auch streichelte, oder ob er ihm übermütig die goldenen Blütenlocken zupfte — es schaute nicht auf.

„Warum bist du so betrübt, kleiner Goldregen?“ säufelte der Abendwind mitleidig. „Sieh, alle deine Schwestern sind heiter und freuen sich ihres Daseins und ihrer Schönheit, nur du machst ein griesgrämiges Gesicht.“

Goldregen senkte seine Zweige noch tiefer.

„Ich schäme mich“, flüsterte das Bäumchen kaum hörbar.

Da fuhr der Abendwind kosend wie eine zärtliche Mutterhand ihm über die Stirn.

„Erzähle, kleiner Goldregen, das wird dir dein Herz erleichtern“, wisperte er bittend und hielt den Atem an.

Und Goldregen erzählte: „Vor vielen, vielen Jahren war's, da lebte ein Mann, der hatte üppige Felder, ein stattliches Haus und einen schönen Garten. Aber er war ebenso geizig, als er reich war. Kein Mensch mochte ihn leiden, doch das kümmerte ihn wenig. Nur Schön-Ellen hatte er lieb, sein einziges Töchterlein, für das sparte und kargte er, und schaufelte das Geld in die Kästen. Der reichste Freier sollte Schön-Ellen heimführen.

Das Mägdelein aber mochte von einem reichen Freier nichts wissen. Es war dem jungen Tischlergesellen gut, einem braven, fleißigen Burschen, der nichts weiter sein eigen nannte als seinen Sobel, ein Paar rüstige Arme und einen immerfrohen Sinn. Doch der Vater wurde böse, wenn es von ihm sprach.

Nun geschah es eines Sommers, daß der liebe Gott den Menschen nichts als Regen schickte. Es pladderte von morgens bis abends, und die Menschen glaubten, die liebe Sonne sei gestorben.

Der Roggen faulte, der Hafer schwamm davon, und der Weizen trug nur leere Spreu.

Die armen Leute sorgten und bangten: „Das gibt ein schlimmes Jahr!“ Der reiche Bauer aber tobte und fluchte, denn die Ernte brachte ihm diesmal kein Gold.

Er stand am Scheunentor, schaute brummig in das graue Regenwetter und rechnete, wieviel Geld er durch den Regen verlöre.

T—rom—t—rom—t—rom, lustig trommelte der Regen gegen die Dachrinne, als ob er den geizigen Mann noch obendrein auslachen wollte.

T—rom—t—rom—t—rom, da sprang ein übermütiges Regentropflein dem reichen Brummbar leck auf die Nase.

Der schrie wütend: „Ich wollt, daß es nichts als Goldstücke regnen möchte!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da wurde der noch eben schwarzgraue Wolkenhimmel schwefelgelb.

Es prasselte und rasselte herab, dem geizigen Bauer auf die Nase, daß sie ganz platt wurde, und auf den Kopf, daß ihm alle Haare ausgingen.

Der Bauer aber lief jubelnd in das Unwetter hinaus, denn es waren blanke Goldstücke, die vom Himmel herniederregneten.

Die allergrößten Kartoffelsäcke schleppte er herbei und raffte mit beiden Händen den Goldschatz hinein. Er stöhnte und ächzte von der Anstrengung, aber er mochte sich keinen Knecht zur Hilfe rufen, aus Furcht, daß am Ende ein Goldstück in eine fremde Tasche wandern könnte.

Die Knechte und Mägde aber waren gerade so dumm, erst auf ihren Dienstherrn zu warten.

In Hof, Feld und Garten standen sie, hielten die Mützen auf, den Schweinetrog, die Melkkübel und die Schürzen, und fingen kreischend den unvermuteten Goldregen darin.

Und die Dorfleute stürzten aus ihren Häusern, spannten ihre großen roten Familienregenschirme umgekehrt auf und jauchzten: „Hurra, nun hat alle Not ein Ende!“

Dann aber brach eine wilde Prügelei aus, mit Dreschflegeln gingen sie aufeinander los, denn jeder behauptete, der andere habe seinen Goldregen aufgelesen, keiner gönnte dem andern sein Teil. Nachbarn, die viele Jahre ihr Abendpfeifchen friedlich miteinander geraucht, schauten sich nicht mehr an, die Weiber schimpften einander, und die Kinder kriegten sich in die Haare.

Niemand wollte mehr arbeiten. Jeder lief hinaus auf die Straße, um soviel Gold, als nur irgend möglich, zu erraffen.

Der geizige Bauer aber begann zu schimpfen.

Er schimpfte, daß die übrigen Dorfleute ihm seinen Goldregen fortstahlen, daß er nun nicht mehr allein der reiche Mann war, daß er keine Säcke mehr hatte, um das viele Gold zu bergen, und daß die prasselnden Goldstücke ihm seine Nase zerschlugen. Denn der Goldregen hielt nicht inne, es regnete Tag und Nacht.

Da begannen auch die übrigen Leute gar bald zu räsommieren und zu jammern.

Die Wirtschaft daheim wurde liederlich, und des Mittags stand kein Suppentopf mehr auf dem Herd. Die Frauen nahmen sich vor lauter Goldgier nicht die Zeit dazu. Die Hosen und Röcke wurden löcherig, denn kein Schneider hatte mehr Lust und Zeit zum Flickern. Die Zehen guckten aus den Stiefeln hervor, kein Schuster zog mehr den Pechdraht.

Und bald klopfte trotz des unermesslichen Reichtums der Hunger an jede Tür.

Auf den Feldern gab es nur Gold, kein Korn, um Brot daraus zu machen, und keine Kartoffeln, den Hunger zu stillen.

Das Vieh auf der Weide, das nur Goldstücke zum Futter fand, starb. Bleich und hohlwangig gingen die Menschen mit knurrendem



Magen einher und fluchten ihrem Reichtum. Und dann flehten sie wieder zu Gott, daß er den Goldregen nur aufhören lassen und ihnen wieder ganz gewöhnlichen Regen und Sonnenschein schicken möchte, wie früher.

Doch unaufhörlich rauschte der Goldregen zur Erde herab.

Als aber die Dorfleute hörten, daß sie nur dem geizigen, reichen Bauer dieses goldene Elend zu verdanken hatten, riefen sie verzweifelt: „Möchte ihm doch das Liebste, was er besitzt, zu Goldregen werden!“

Da zerteilten sich die schwefelgelben Wolken plötzlich, ein blaues Simmelszipfelchen lugte hervor, und die Sonne lachte wieder die dummen Menschen auf der Erde aus.

Das viele Geld aber war verschwunden.

Ob die Dorfleute ihre Taschen auch noch so oft umkehrten, kein einziges Goldstücklein fiel mehr heraus. Risten und Kasten waren leer.

Das war den Menschen nun auch wieder nicht recht, aber nun half es nichts mehr — ein jeder mußte wieder an seine Arbeit.

Nur die Säcke des reichen, geizigen Bauern hatten sich nicht geleert, die standen vollgestopft mit Gold in Speicher und Scheunen.

Und trotzdem lief der arme reiche Mann jammernd in Haus und Garten umher — Schön-Ellen, das Liebste, was er besaß, war plötzlich verschwunden.

Statt ihrer aber stand ein schlankes Bäumlein am Wege im Garten. Das hatte Blüten, die waren so golden wie Schön-Ellens blonde Locken und rieselten hernieder wie goldener Regen.

Da nannten die Leute das Bäumchen „Goldregen“.

Jeden Morgen ging der reiche Bauer zu dem Goldregenbäumlein hinaus, setzte sich in seinen Schatten und weinte und klagte um sein verlorenes Kind.

Und das Bäumlein reckte seine Zweige und umfing zärtlich den Hals des jammernden Vaters, wie es einst Schön-Ellen getan. Und mit seidenweichen Blätterfingern strich es ihm die Tränen von den Wangen.

Aber der Vater merkte nicht, wie nahe ihm sein Kind war.

Und noch einer kam jeden Abend zu dem Goldregenbäumlein geschlichen, das war ein junger Tischlergeselle, dem Lachen und Frohsinn vergangen war.

Der umschlang das zitternde Bäumchen mit beiden Armen. Da rieselten die Goldblüten wie leuchtende Tränen von dem Bäumlein hernieder. Der Bursch aber preßte den Kopf in die duftende Blumenpracht und flüsterte Schön-Ellens Namen. Und die weichen Blüten neigten sich zu ihm nieder und berührten leis seine Lippen.

Da fühlte er, daß es Schön-Ellen war, die er geküßt.

Sehnsuchtsvoll rief er: „Ach, wär' ich ein Vöglein, dann könnte ich dir stets nahe sein, mein liebes Bäumchen!“

Und da — er wußte nicht, wie ihm geschah — plötzlich sah er seinen eigenen Mund, der war ein winziges, spitzes Schnäbelchen geworden. Der Kopf wurde klein und rund, sein Körper schrumpfte zusammen, und statt des braunen Rockes trug er ein gleichfarbened Federkleid. Die Arme hatten sich in zierliche Flügel verwandelt, und die Beine waren so dünn und zart geworden wie ein Blumenstengel. Nur der rote Schlips, den er getragen, war ihm geblieben — als allerliebstes Rotkehlchen hüpfte der junge Tischlergeselle den Gartensteig auf und nieder.

Dann aber breitete er seine Flügel aus, und fröhlich zwitschernd schwang er sich zu dem Goldregenbäumlein empor.

O weh — das Bäumlein ließ traurig seine Zweige hängen und seine glänzenden Blüentränen fließen — es weinte bitterlich. Es

war noch viel trauriger darüber, daß der junge Fischlergeselle jetzt als Rotkehlchen umherfliegen mußte, als über seine eigene Verwandlung.

Rotkehlchen aber wehte den Schnabel und sang seinem Goldregenbäumchen die schönsten Lieder. Von Lenz und Liebe sang es, doch das Bäumchen wurde nicht froher.

Schön-Ellens Vater aber lag unter dem Goldregen und lauschte dem Gesange des unscheinbaren Vögleins. Da fielen ihm plötzlich die Augen zu.

Flink flog der gefiederte Fischlergeselle dem Schlafenden auf die Schulter und zwitscherte ihm ins Ohr:

„Willst du dein Kind zurückgewinnen, du alter Geiztragen?“

Der schnarchende Bauer nickte.

„Willst du dein Kind auch dem jungen Fischlergesellen zur Frau geben?“ flötete das Vögelchen weiter.

Der geizige Bauer wollte auffahren, da fiel ihm ein, daß ja der junge Fischlergeselle in die Welt gezogen sei, und er deshalb ruhig sein Versprechen geben könne.

Er nickte aufs neue.

„So nimm in der kommenden Johannisnacht all dein Gold und verteil' es unter die Armen“, zwitscherte das Rotkehlchen geheimnisvoll. „Das ist das einzige Mittel, dein Töchterchen wieder zu erlangen“.

Das Vöglein schwieg, der Bauer aber rieb sich die Augen.

Wie man nur so lebhaft träumen konnte — all sein Geld unter die Armen verteilen — hahaha — der Spaß war gut!

Mit wuchtigen Schritten ging er dem Hause zu, und immer noch glaubte er das leise, traurige Rauschen des Goldregenbäumleins hinter sich zu vernehmen.

Am nächsten Tage, als er wieder unter den schimmernden Blüten lag, hatte er den gleichen Traum, und am dritten noch einmal. Da wußte er, daß es damit irgendeine Bewandnis haben müsse.

Das wurde ein schwerer Kampf für den geizigen Bauern. Jeden Tag ging er zu seinen Säcken mit Gold, ließ die glänzenden Münzen durch die Finger gleiten und brummte: „Fällt mir nicht im Traume ein, mich von Euch zu trennen.“

Und wenn er dann wieder unter dem Goldregenbäumchen stand, dann sang das Rotkehlchen so süße Lieder von Schön-Ellen, und das Bäumlein sandte so berausenden Duft zu ihm, daß die Sehnsucht nach seinem Kinde stets aufs neue in ihm emporquoll.

So kam die Johannisnacht heran.

Unentschlossen irrte der Bauer von seinen Schätzen zum Goldregen und vom Bäumlein wieder zu seinen Goldsäcken.

Das Rotkehlchen aber sang, wie es noch nie gesungen. Von den Tagen, da Schön-Ellen als kleines Dirnlein dem Vater auf den Knien gefessen, wie es ihn mutwillig am Bart gezaust und ihm die bösen Falten von der Stirn gestrichen.

Da wurde das Herz des Alten weich.

Und weiter sang das Vöglein, wie Schön-Ellen als Sonnenstrahl durch das Haus gehuscht, wie ihr holdes Lachen das Schelten und Poltern des Vaters daraus vertrieben, und wie still und einsam es jetzt ohne sie geworden.

„Hol's der Henker —“ schrie der Bauer — „ich will mein Kind zurück haben“, und er griff in die Goldsäcke.

Doch schon faßte ihn wieder die Reue.

„Was, all mein schönes Gold soll ich den Dummbärten geben, die es nicht zu halten verstanden, daß sie sich nachher ins Fäustchen

lachen — nein, das kann ich nicht! Ich will das Gold ja nicht behalten, aber die andern sollen es auch nicht haben. Lieber streue ich es in alle Winde.“

Und er packte einen Sack nach dem andern und warf mit vollen Händen das gleißende Gold in die dunkle Nacht hinaus.

Da hörte man ein Heulen in den Lüften, ein Säusen und Brausen — der Sturmwind kam dahergejagt und fegte die blanken Goldstücke weit in die Welt hinaus. Wie einen Goldregen peitschte er ihn in die Lande.

Der Bauer aber lief zu seinem Bäumchen.

„Habe ich es recht gemacht?“ rief er schon von weitem.

Ja, wo war denn das Goldregenbäumlein hingekommen?“

Eine schöne Jungfrau mit goldenen Locken stand an seinem Platz, und neben ihr ein junger lachender Bursch. Das Rotkehlchen aber war verschwunden.

Glücklich hielt der Bauer sein wiedergefundenes Töchterlein im Arm, und im andern lag ihm, er wußte nicht wie, der junge Tischlergeselle.

Des Bauern Goldstücke jedoch flogen in der Welt umher. Und wo sie niederfielen, wuchs ein Goldregenbäumchen daraus. Aber noch heute halten all die Bäumlein ihr Angesicht tief zur Erde gesenkt — sie schämen sich, daß sie aus dem Gold entstanden, das den Armen einst mißgönnt ward.“ — — — — —

So flüsterte der Goldregen mit dem Abendwind.





Aus Stein.

Solch einen herrlichen Park, wie ihn die lieben Großeltern besaßen, gab es doch in der ganzen Welt nicht mehr! Uralte Eichen wölbten ihre starken Aeste zu schattigen Laubengängen, aus den grünen Büschen schimmerten herrliche, weiße Marmorfiguren, leuchtend bunte Blumenbeete unterbrachen die saftiggrünen Rasenflächen. Und dazwischen hockte unter einem roten Steinpilz ein steinerner, kleiner Gnom mit langem Bart, vor dem hatte sich Erwin früher, als er noch klein war, immer ein bißchen gefürchtet. Jetzt aber war Erwin schon groß, ganze acht Jahre alt, jetzt hatte er überhaupt keine Angst mehr. Nicht einmal vor den großen Steinlöwen, welche den Eingang des Schlosses, das den Großeltern gehörte, bewachten.

Das Schönste in dem großen Park aber war der prächtige Springbrunnen. Riesige Seetiere stießen aus ihrem steinernen Rachen einen silbernen Wasserstrahl hervor, und am Brunnenrand kauerten kleine Wassergötter, die man Tritonen nennt, wie es Erwin bei seinem Hauslehrer gelernt hatte, und bliesen aus einer großen Seemuschel das klare Wasser in ein weißes Marmorbecken.

Großmama und Großpapa saßen in dem chinesischen Teehäuschen im Park und tranken ihren Nachmittagstee.

„Erwin,“ sagte die Großmama und strich dem Enkelsohn die braunen Kraushaare aus der heißen Stirn, „Junge, du bist ja wieder so furchtbar erhitzt, du bist wohl schön herumgetollt?“

„Ach Großmama, ich war bloß am Springbrunnen, die großen steinernen Seetiere prusten heute das Wasser so sehr, daß man über und über naß wird, und der Wind jagt einem das kalte Wasser wie eine Dusche über den Kopf — fein war's!“ Erwins Backen brannten, er schaute zu dem großen Chinesen hinüber, der an die Wand des Teehäuschens gemalt war. „Dem Chinesen würde eine tüchtige Wasserdusche auch nicht schaden, ganz schmutzig sieht der Bursche aus!“

Schüttelte der Chineser wirklich ärgerlich den Kopf, daß der lange Zopf hin und her flog, oder irrte sich Erwin?

Nein — Erwin mußte sich wohl geirrt haben, ganz steif und still stand der Chineser jetzt wieder da, aber der Großvater schüttelte unwillig sein Haupt, und die Großmama setzte sich die Brille auf die Nase.

„Kind, so oft habe ich es dir verboten — dein schöner, weißer Anzug — du bist ja ganz durchnäßt — eiskalt sind deine Hände und dein Gesicht glüht, Junge, Erwin, du hast ja Fieber — geschwind ins Bett mit dir!“

Und die gute Großmama brachte ihren kleinen Enkel, der seit dem Tode seiner Eltern bei den Großeltern erzogen wurde, selbst ins Bett und gab ihm heißen Tee zu trinken.

Aber das Fieber stieg und stieg, jetzt jagten Erwin eisige Schauer über den Leib, und nun ward ihm wieder glutheiß. Su — und die gräßlichen Fragen und greulichen Gestalten, die das böse Fieber dem kleinen Erwin zeigte! Laut auf schrie er und klammerte sich fest an

die Hand des lieben Großpapas. Der wachte mit der Großmama zusammen die ganze Nacht über angstvoll am Bett seines kranken Lieblinges.

Nach und nach wurde der Knabe ruhiger, ein freundlicher Fiebertraum zog vorüber — Erwin war wieder im Park am großen Springbrunnen. Und er lief unter dem sprühenden Wasserregen fort, trotzdem Großmama es doch schon so oft verboten hatte.

Da sah er plötzlich ganz deutlich, wie die beiden Seetiere im Wasserspeien innehielten und langsam bis zum Brunnenrand zu den kleinen nackten Tritonen heranschwammen. Eins — zwei — drei — kletterten die kleinen Wassergötter auf den Rücken der Seetiere und hui — ging es davon, lustig ritten sie in dem schimmernden Marmorbecken umher.

Erwin konnte es ganz genau sehen, es war zwar Nacht, aber der Vollmond schien hell und klar, auf und nieder tanzten seine flimmernden Silberstrahlen auf dem glitzernden Wasserspiegel.

Plötzlich hielten die kleinen Steingötter in ihrem wilden Ritt inne, mit feinem Stimmchen riefen sie: „Willkommen, Gevatter, willkommen!“ und lenkten die Seetiere wie Pferdchen zum Brunnenrand.

Neugierig schaute Erwin sich um, wem wohl ihr Gruß gelte, und was erblickte er?

Der kleine Gnom, das alte Wichtelmännchen, das doch sonst immer an dem großen Stiefmütterchenbeet hockte, kam plötzlich auf seinem roten Steinpilz angeritten und nahm gravitatisch auf dem Brunnenrand Platz.

„Grüß Gott“, sagte er, seine spitze Zipfelmütze lüftend, mit hoher Stimme, „sind die andern noch nicht da?“

„Nein,“ antwortete ein kleiner Wassergott, „aber ich höre die Löwen bereits brüllen, ganz deutlich vernimmt man es aus der Ferne.“

Der Steingnom schüttelte den runzligen Kopf.

„Ich bin ein alter Mann und höre nicht mehr gut“, sagte er, mit zittriger Hand durch seinen langen weißen Bart streichend.

Erwin aber, mit seinen jungen Ohren, vernahm ebenfalls das laute Gebrüll, immer näher und näher kam es — entsetzt sprang Erwin hinter den nächsten Baum.

Und da rasten sie in großen Säzen herbei, die beiden Steinlöwen vom Schloßportal, mit ihren buschigen Schweifen schlugen sie die Erde, daß der Staub aufwirbelte. Dann aber nahmen sie ganz zahm und manierlich auf dem Brunnenrand Platz und begrüßten die Anwesenden durch verbindliches Gebrüll.

„Wo bleibt nur Flora, die schöne Blumengöttin?“ fragte der eine Löwe.

Erwin drehte sich nach dem Blumenrondell herum, in dessen Mitte die weiße Steingöttin thronte.

O Himmel — die Flora bewegte sich — graziös raffte sie die Falten ihres Steingewandes zusammen und — hops — sprang sie zierlich von ihrem Postament herab.

Mit wiegendem Gang schritt sie durch den flimmernden Mondenschein zum Springbrunnen, auf ihrem lichten Marmorgewand bligten und glitzerten die Silberfunken des Vollmondes. Ein Löwe sprang der holden Göttin höflich entgegen, reichte ihr galant die Steintase und führte sie zu den anderen.

„Sind Sie dem Herrn Chinesen nirgends begegnet?“ fragte man die Flora.

„Dem Chinesen“, dachte Erwin, der alles mit anhörte, „wie will denn der von seiner Wand herunter?“

„Da kommt er ja!“ rief Fräulein Flora.

Und wirklich — er kam.

Man hörte leises Glöckchengebimmel, wie von einem Schlitten. Aber das waren die Glöckchen an dem Dache des kleinen Teehäuschens, das wie ein großes Automobil beim Springbrunnen vorfuhr.

Der Chineser rutschte geschickt von seiner Wand herab, kletterte aus der Teehäuschenequipage, spannte seinen roten chinesischen Schirm gegen die Mondstrahlen auf, und schritt mit den spizen Schnabelschuhen zu der übrigen Gesellschaft. Der lange schwarze Zopf wackelte auf seinem Rücken hin und her.

„So — nun sind wir alle wieder einmal in der Vollmondsnacht beisammen“, nahm das Wichtelmännchen, das als Ältester den Vorsitz zu führen schien, das Wort, „was wollen wir heute nun beginnen, meine Herrschaften?“

„Wir wollen wie der Wind durch den Park reiten“, riefen die wilden kleinen Tritonen.

„Wir wollen mit den Elfen drüben am Waldesrand im Mondenschein tanzen“, meinte die anmutige Flora.

„Nein — lieber Tee trinken“, kopfnickte der Chineser.

Die Seetiere hatten keine eigene Meinung, und die Löwen knurrten: „Uns ist alles gleich!“

„Wie der Wind reiten und mit den Elfen tanzen, kann ich nicht mehr, meine lieben, jungen Freunde, dazu bin ich schon zu alt und zu steif,“ sprach der greise Gnom lächelnd, „ich schlage vor, Geschichten zu erzählen.“

„Ja Geschichten“, riefen alle, und selbst die ungebildeten Seetiere jubelten: „Ach ja — Geschichten!“

„Jeder soll uns etwas aus seiner Heimat oder seinem Leben erzählen,“ fuhr der kleine Steingnom fort, „ich höre diesmal zu. Ich habe Ihnen so oft von der Märchenzeit, aus der ich noch stamme, erzählt, von den gold- und diamantensfunkelnden Erdhöhlen, in denen

ich früher gehaust, daß nun auch mal andere Leute berichten können. Der Herr Chinese mag beginnen.“

Der Chinese verbeugte sich und sprach: „Weit, weit von hier, über dem großen Meer, das man Ozean nennt, liegt mein schönes Heimatland China. Oh, wie herrlich ist es dort! Hinter der langen Mauer, das mein Vaterland umschließt, duften die wunderbarsten Blumen, leuchtende Chrysanthenen blühen dort in den prächtigsten Farben. Bunte Pelikane und seltsame Vögel schaukeln sich in der blauen Luft. Auf den fruchtbaren Feldern wächst Reis und Tee, und das Haus, in dem ich wohnte, hatte einen bunten Turm aus chinesischem Porzellan. Ach, wie lustig klangen die Glöckchen an dem spitzen Dach — oh, mein schönes China — hätte ich dich doch niemals verlassen!“ Eine große Sehnsuchtsträne quoll aus den Schlißaugen des armen Chinesen

„Wie kamen Sie denn hierher?“ erkundigte sich die Blumen-göttin teilnahmsvoll.

„Auf einer Teebüchse verschickte man mich, und dann wurde ich hier an die Wand des Teehäuschens mit Farbe festgeklebt. Nicht rühren, nicht bewegen kann ich mich jetzt den ganzen lieben Tag, und alles muß ich mir gefallen lassen. Sogar, daß der kleine Erwin heute ganz dreist sagte, ich wäre ein schmutziger Bursche! Und dabei ist doch die Zeit noch gar nicht lange her, daß Großmama sich jeden Morgen seine Ohren zeigen ließ, ob er sie sich auch ordentlich hat waschen lassen!“

Der Chinese verstummte ärgerlich, und der kleine Wassergott rief:

„In dem Meer, von dem Sie vorhin sprachen, sind wir zu Hause. In smaragdgrünen Palästen auf dem Meeresgrund haben wir gewohnt.“

„Ja, und die langhaarigen Nixchen sind unsere Schwestern, mit ihnen haben wir uns in der blauen Meeresflut gejagt“ — „und mit den

weißen Wellenköpfchen haben wir Fangball gespielt“, überschrie ihn der zweite Kleine. „In schimmernden Perlbettchen haben wir geschlafen, schaukelnde Wellen wiegten und fangen uns in den Schlummer.“

„Nein — ich will erzählen,“ rief der ältere wieder, „auf großen Walfischen sind wir spazierengeritten und — — —.“

„Und weiße Seemöven brachten uns Kunde von der Welt, wo die Menschen hausen“, fiel der jüngere ihm triumphierend ins Wort.

„Sei still, du —“ der eine kleine Wassergott ballte sein Steinhändchen und schien nicht übel Lust zu haben, mit dem Bruder eine Kauferei anzufangen.

Aber der greise Gnom legte sich ins Mittel.

„Schscht — Kinder, vertragt euch doch, was soll denn bloß der Vollmond von euch denken!“

„Das junge Volk hat immer den größten Mund,“ knurrte der eine Löwe gereizt, „gönnen Sie doch älteren Leuten auch mal das Wort. Wir können Ihnen aus unserer Heimat Afrika viel interessantere Geschichten zum besten geben.“

„Nein — nein,“ Flora hielt sich schauernd die niedlichen Ohren zu, „in Ihren Geschichten gibt es nichts weiter als Kampf und Blut, das kann ich nicht mit anhören, dazu bin ich zu nervös.“

„Na denn nicht,“ sagte der Löwe gekränkt, „machen Sie es doch besser.“

„Ja — Fräulein Flora soll erzählen“, riefen alle einmütig.

Die Blumengöttin schlug die Augen zum Himmel auf, spitzte das Mäulchen und begann:

„Immer noch denke ich an den schwarzlockigen jungen Künstler zurück, der mir meine schöne Gestalt gab. Viele, viele Jahre sind es nun schon her, aber ich weiß noch alles wie damals. Hoch oben im fünften Stock hatte er sein Atelier, dort bin ich erstanden. Ach, wie

kalt und eifig war es da manch liebes Mal im Winter, denn der junge Künstler war arm — sehr arm. Er hatte kein Geld, Holz zu kaufen, ja oft hatte er nicht einmal ein Stückchen trockenes Brot zum Abendessen. Alles, was er verdiente, gab er für seine Kunst aus. Gips und Marmor kaufte er dafür, und bis in die Nacht hinein knetete er mit den eiskalten Händen. Aber als ich nun vollendet war, als ich mit einem Schlage seinen Namen auf der Ausstellung berühmt machte, und der reiche Schloßherr mich für seinen Park hier ankaufte — ach, das war eine herrliche Zeit! Alle Leute standen vor mir in der Ausstellung, bewunderten meine Schönheit und lobten den jungen Bildhauer. Dann sperrete man mich in einen Niesenkasten ein und schickte mich hierher. Bald aber sah ich meinen Künstler wieder. Der Schloßherr lud ihn zu sich, und er baute hier den Springbrunnen, auf dem Sie, meine Herrschaften, augenblicklich sitzen. Nicht lange währte es, da wurde der junge Bildhauer der Schwiegersohn des Schloßherrn. Aber vor vier Jahren hat eine schwere Seuche ihn und seine junge Frau dahingerafft. Ich kann ihn noch immer nicht vergessen, meinen schönen Künstler, noch heute betraure ich ihn“, große Steintränen stürzten der weichherzigen Flora aus den Augen.

„Es war der Vater des kleinen Erwin, nicht wahr?“ erkundigte sich der Gnom.

„Mein Vater!“ rief Erwin laut hinter seinem Baum dazwischen, „was, mein Vater war das?“

Da verstummten plötzlich die Steinfiguren alle — der Fiebertraum zerrann — Erwin schlug die Augen auf.

Er lag in seinem Bettchen, die grünverhängte Lampe warf gedämpften Schein über die Kinderstube, und an seinem Lager saßen Großmama und Großpapa.

„Gottlob, er wacht, er ist wieder bei Bewußtsein!“ rief die Großmama.

Und „Kind, was hast du nur von Löwen und Chinesen phantasiert, wie haben wir uns um dich gesorgt“, fügte der Großpapa hinzu.

Als Erwin das erstemal wieder in den Park hinunter durfte, da nickte er all seinen steinernen Freunden vertraulich zu. Die aber standen starr und steif wie lebloser Stein — als ob sie niemals in der Vollmondsnacht auf dem Brunnenrand Geschichten erzählt hätten.



Der Zauberspiegel.

Droben im kalten Norden, wo der Sturm heulend die Wogen des brausenden Meeres peitscht, stand einsam und gottverlassen eine halbzerfallene Fischerhütte. „Das verwunschene Dünenhaus“ nannten es die Leute im Dorf mit scheuem Blick. Und wenn sie abends zum Fischfang auf See gingen, machten sie einen großen Bogen um das elende Häuschen, trotzdem es schon lange Zeit leer stand.

Vor vielen, vielen Jahren aber hauste darinnen der alte Fischer Steffen Jansen mit seiner blühenden Enkelin Ingeborg. Hart und geizig war er gegen die Armen, die an seine Thür pochten, mit Schimpf und Schande jagte er sie davon. Und Schön-Ingeborg mußte gleich einer Bettelbirne in Lumpen einhergehen.

Dabei häuften sich in seiner Kammer die kostbarsten Meeres-schätze, leuchtender Bernstein, rosenrote Korallen und schimmernde Perlen. Dazwischen lagen Güter von gestrandeten Schiffen aufgestapelt: Große Ballen, prächtige Gewänder und seltene Schmuckstücke. Aber ängstlich hielt Steffen Jansen seine Reichtümer vor jedem, selbst vor seiner Enkelin verschlossen, niemals durfte Ingeborg einen Blick in die geheimnisvolle Kammer tun.



Nicht immer war Steffen Jansen so habgierig und geizig gewesen. Früher, als er noch nicht der reiche Mann war, tat er mit vollen Händen Gutes, da war keiner ungetröstet von seiner Schwelle gegangen.

Steffen Jansen besaß ein wunderbares Stück Glas, eine Sturmflut hatte es einst ans Land gespült. Hell und klar war es, und wenn er hindurchschaute, konnte er die ganze Welt dadurch sehen. All die Armen, Hungernden und Verlassenen erblickte er, all die Kranken und Traurigen. Und das Wunderglas machte sein Herz milde und seine Hand offen, daß er seinen Mitmenschen half, soviel er konnte.

Eines Tages war das klare Kristallglas Steffen Jansen aber nicht mehr schön genug, er ließ es von einem herumziehenden Goldschmied versilbern. Und siehe da — als er es nun wieder zur Hand nahm, da erblickte er nicht mehr wie sonst die ganze Welt darin, nein, sein eigenes Bild strahlte das Glas zurück — aus dem Wunderglas war ein Spiegel geworden! Nur sich selbst sah Steffen Jansen noch in seinem Glase, vergessen hatte er die Armen, Kranken und Traurigen, —

Da geschah es einst, daß Steffen Jansen den Schlüssel zu seiner Schatzkammer stecken ließ.

„Ei“ — dachte Ingeborg, „endlich werde ich hinter Großvaters Geheimnis kommen!“ und voll Neugierde schloß sie die Kammer auf. Ihr schwindelte, als sie all die Herrlichkeiten erblickte; mit beiden Händen wühlte sie in den leuchtenden Perlschnüren und schlang sie sich um den schneeweißen Hals. Ein funkelndes, güldenes Gewand tat sie an, durch das wehende Haar, das wie gesponnenes Gold glänzte, wand sie rote Korallen, und ein blitzendes Edelsteindiadem drückte sie sich auf die Stirn.

Da entdeckte sie plötzlich das Wunderglas des Großvaters. Niemals hatte Ingeborg einen Spiegel gesehen. Sie schaute hinein und klatschte jubelnd in die Hände — o wie schön — wie wunderschön — war sie selbst jenes holdselige Mädchen, das ihr aus dem Glase mit purpurnen Lippen entgegenlachte?

Ingeborg konnte sich an ihrem Spiegelbild nicht satt sehen. Die Sonne sank als glühender Ball in das Meer — sie merkte es nicht. Sie dachte nicht daran, die Abendsuppe ans Feuer zu setzen, sie hörte nicht, den schweren, wuchtigen Schritt des heimkehrenden Großvaters. Regungslos starrte sie voll eitler Lust in das Spiegelglas.

Plötzlich schrak sie empor — Steffen Jansen stand hinter ihr. Einen fürchterlichen Fluch stieß er hervor, mit brüllender Stimme, die schauriger klang als das Branden der Wellen und das Heulen des Sturmes schrie er:

„Schauft du in den Spiegel —
Vorsten wie dem Igel
Wachsen dir auf dem Gesicht!
Deine Augen, klar und licht,
Deck' ein trüber Eulenschleier,

Und dem Schnabel gleich des Geier
 werd' die Nase — Samthaut wund —
 Und zum Ochsenmaul der Mund!
 Grausen folg' dir weit und breit —
 Fluch treff' deine Eitelkeit!"

O Schrecken — entsetzt starrte Ingeborg ihr Spiegelbild an. Die zarte, weiche Haut wurde plötzlich wund und borstig, die lichten Blauaugen blinzelnd und trübe, eine fürchterliche Hakennase wuchs ihr im Gesicht, und ihr kleiner Rosenmund zog sich breit von einem Ohr zum andern wie das Maul eines Ochsen. Das güldene Gewand hatte sich in schmutzig grauen Sack verwandelt, die Perlkette in nasse Krabben, die Korallenschnüre in wimmelnde Kaulquabben, und statt des Diadems saß ihr plötzlich eine scheußliche feuchtkalte Unke mitten auf der Stirn. Nur das leuchtende Goldhaar und die weiche Stimme waren unverändert geblieben, die hatte Steffen Jansen in seinem Zauberspruch vergessen.

Da ergriff Ingeborg voll Grausen den Spiegel und rannte laut schreiend aus dem Hause hinab ins Dorf.

Und die Fischersleute, die friedlich vor ihrem Häuschen ihr Abendpfeifchen rauchten, fuhren voll Entsetzen empor. Die lustig in der Dorfstraße spielenden Kinder stoben erschreckt auseinander. Die Frauen, die den Sandhafer in Garben banden, kreischten: „Der Teufel kommt — der Teufel kommt!“ und sie verhüllten ihr Gesicht.

Ingeborg aber lief weiter, immer weiter. Die Hunde blafften sie an, die Gänse und Hühner liefen vor ihr davon, und die Möven in der Luft schlugen wild mit den Flügeln. So lief sie die ganze Nacht, bis sie das Rauschen des Meeres nicht mehr vernahm. Schließlich sank sie ermattet in einem dunklen Walde nieder.

Als sie aus tiefem Schlummer erwachte und sich verschlafen erhob, zog Frau Sonne, die eben noch lachend aus ihrem Himmelsfenster auf die Erde lugte, geschwind ihre Wolkenvorhänge zu. Der Morgenwind, der durch die Bäume wehte, hielt jäh den Atem an. Baum und Busch neigte sich plötzlich zur andern Seite; das Waldbächlein floß davon, so schnell es nur konnte. Die Vöglein verstummten entsetzt, ja, selbst die zarten Blumenkinder, die so freundlich aus grünem Waldmoos grüßten, wandten voll Abscheu die Köpfechen.

Da riß Ingeborg den Zauberspiegel aus dem schmutzigen Sackkleid und schaute hinein, und als sie ihr gräßlich entstelltes Antlitz erblickte, schleuderte sie das Wunderglas laut weinend in das klare Wasser des Waldsees zu ihren Füßen.

Mit einem Male ging ein seltsames Rauschen durch die grüne Flut. Schwefelgelb sah der See aus, das brauste, gährte und brodelte auf dem Grunde, und plötzlich hob sich ein schöner Frauenleib mit langem Fischschwanz aus der Tiefe. Silbernes Nixenhaar flutete gleich einem Mantel um ihre weißen, leuchtenden Schultern — in der Hand hielt sie den Zauberspiegel.

„Dein Spiegel rief mich,“ sagte sie mit klingender Stimme, ohne vor Ingeborgs Häßlichkeit zurückzubeben, „was ist dein Begehrt?“

Da erzählte ihr Ingeborg schluchzend von ihrer scheußlichen Verwandlung und bat die schöne Nixe flehentlich, ihr zu helfen, den Fluch zu lösen.

„Hier nimm deinen Spiegel wieder,“ sprach die Wasserfrau ernst, „wahre ihn gut, durch ihn allein kannst du wieder entzaubert werden. Und nun mache dich auf und wandere, raste nicht eher, als bis ein Mensch Mitleid mit deinem garstigen Gesicht empfindet und dich aus eigenem Antrieb in sein Haus führt.“

Hochauf spritzte das Wasser, das brauste und toste in der Tiefe — die Nixe war verschwunden.

Ingeborg aber eilte wie gejagt über Berg und Thal, durch die Rristen, Dörfer und Städte. Doch wohin sie auch kam, wandte man sich voll Grausen von ihr. Da wagte sich Ingeborg gar nicht mehr aus den tiefen Wäldern hinaus, denn die wilden Tiere dort taten ihr nichts, selbst denen war sie zu häßlich.

Viele Tage war Ingeborg schon herumgeirrt, da sah sie einst gegen Abend eine herrliche Stadt.

Aber sie traute sich nicht hinein zu den bösen Menschen, so legte sie sich auf das Moosbett im Walde zum Schlummer nieder. Ganz finster war es heute, es war eine Neumondsnacht, man sah die Hand vor Augen nicht.

Plötzlich knackte es in den Büschen — Ingeborg fuhr empor — ein Mensch stand vor ihr. Ingeborg, die mit der Häßlichkeit der Eulenaugen auch deren Fähigkeit erhalten hatte, im Dunkeln zu sehen, unterschied deutlich seine hohe, schlankte Gestalt im grünen Jägerwams, die blonden Locken und das strahlende blaue Auge. Er jedoch konnte Ingeborgs Häßlichkeit in der schwarzen Nacht nicht sehen, nur ihr goldenes Haar, das unverändert geblieben, schimmerte und leuchtete zu ihm herüber.

„Wer du auch bist, holdes Wesen,“ redete der junge Jägermann Ingeborg an, „ob Waldelf oder Menschenkind, führe mich aus diesem Walde, in dem ich mich von meinem Gefolge verirrt habe — es soll dein Schaden nicht sein!“

„Gern“, sprach Ingeborg mit weicher Stimme, welcher der Fluch des Großvaters nichts hatte anhaben können, ergriff seine Hand und schritt ihm voran.

Als der Wald sich ein wenig lichtete, blieb Ingeborg stehen.

„Weiter kann ich dich nicht führen,“ sprach sie scheu, „aber du kannst den Weg jetzt nicht mehr verfehlen.“

Er aber ließ ihre Hand nicht los.

„Komm mit mir,“ bat er, „deine Stimme ist süßer als die lieblichste Musik, folge mir in mein Königsschloß.“

Da sprach Ingeborg weinend: „Wenn du mein garstiges Antlitz erst schaust, wirst du dich mit Grausen von mir wenden wie alle übrigen Menschen!“

Er jedoch wollte nicht glauben, daß sie gar so häßlich sei, und bestürmte sie, mit ihm zu kommen. Und da der stattliche junge König ihr überaus gefiel, willigte Ingeborg schließlich ein. Doch nur unter der Bedingung, daß sie ihr Antlitz fest verhüllen dürfe.

Aber als sie am Königsschloß anlangten, wurde der König von allen Seiten jubelnd begrüßt. Da entschlüpfte Ingeborg ihm geschwind und huschte in den Schweinestall.

Als der Knecht am andern Morgen das gräßliche Wesen im Stall erblickte, wollte er es mit der Forke davonjagen. Ingeborg aber bat ihn flehentlich, ihr doch einen Unterschlupf im Schweinestall zu vergönnen, sie wolle auch alle Stallarbeit für ihn besorgen.

„Meinetwegen,“ brummte der Knecht roh, „aber wehe dir, wenn du dich mal draußen sehen läßt, du Mißgeburt!“

So hauste nun Ingeborg im Schweinestall. Die niedrigste Arbeit tat sie, sie schlief mit den Schweinen auf einer Streu und aß mit ihnen aus einem Trog.

Der König aber konnte Ingeborgs goldene Haare und ihre holde Stimme nicht vergessen, im ganzen Land mußte man nach ihr suchen — doch vergebens.

Da ließ er bekannt machen, binnen dreier Tage sollten sich alle schönen Jungfrauen des Landes im Schlosse einfinden, die, welche

die goldensten Haare hätte und die süßeste Stimme, sollte seine Braut werden.

Und aus Ost und West, aus Nord und Süd kamen goldhaarige Mägdelein in Scharen gezogen. Doch keine gefiel dem König. Ingeborg aber saß im Schweinestall und schaute durch das trübe Fensterchen auf all die anmutigen Jungfrauen, und ihre Tränen flossen Tag und Nacht, denn sie hatte den schönen, freundlichen König von Herzen liebgewonnen.

Das Wasser aus ihren Augen tropfte auf den Zauberspiegel herab, den sie stets auf dem Herzen trug, und als der dritte Tag sich neigte, weinte sie noch heißer als zuvor.

Nun mußte der König seine Wahl treffen, ach — warum war sie solch gräßliches Scheusal, sie zog das Zauberglas hervor — aber siehe — der Spiegel warf nicht mehr ihr häßliches Bild zurück. Ihre Tränen hatten das Silber von ihm abgewaschen. Klares reines Glas wie einst war er wieder geworden.

In demselben Augenblicke fühlte Ingeborg, wie es hell und licht vor ihren verschleierten Augen ward. Die Geiernase wurde klein und zierlich, das Ochsenmaul zum Rosenmund, die borstige Haut wieder zart und rosig, und das graue Sackkleid verwandelte sich plötzlich in ein güldenes Gewand. Statt der häßlichen Krabben, Kaulquabben und der feuchtkalten Unke schmückten leuchtende Perlen und glitzernde Edelsteine wieder Hals und Stirn — ihre Tränen hatten den furchtbaren Fluch getilgt!

Und als der letzte goldene Sonnenstrahl aus dem Königsaal huschte, und der König eben traurigen Herzens die Hand einer Jungfrau ergreifen wollte, da öffnete sich die Thür, und demütig das schöne Haupt neigend, trat Ingeborg hinein.

Jauchzend eilte der König auf sie zu, denn ihr Haar flimmerte goldener als die Abendsonne, und als sie zu ihm sprach, klang es süßer als Himmelstöne — Ingeborg allein sollte seine Braut werden.

Mit Glanz und Pracht wurde die Hochzeit gefeiert. Ingeborg aber bat den König, alle Spiegel im Schlosse fortschaffen zu lassen, denn niemals wieder wollte sie sich an ihrer wiedergewonnenen Schönheit weiden.

Täglich aber schaute der junge König und Schön-Ingeborg durch das Zauber Glas. Mit mildem Herzen tilgten sie allen Jammer und Kummer, den das klare Glas ihnen zeigte, und weit und breit pries man ihre Namen.





Annelieses Weihnachtstraum.

In der Kinderstube war es schon ganz dunkel, und noch immer kam der Weihnachtsmann nicht. — Anneliese spitzte ihre kleinen Ohren und lauschte angestrengt. Nur die leichten Schritte der ab und zu gehenden Mutter, welche noch die letzte Hand an die Weihnachtstafel legte, klangen aus dem Nebenzimmer zu der Kleinen herüber — sonst kein Laut. Vater war noch immer nicht von seiner Reise zurückgekehrt, und solange mußte sich Anneliese mit der Bescherung gedulden. Durch den starken Schneefall hatten die Eisenbahnzüge alle Verspätung.

Die Kleine rückte sich ihren Kinderstuhl an das Fenster und preßte das Stumpfnäschen gegen die beschlagene Fensterscheibe.

Su, war das ein Wetter draußen!

Luftig tanzten große Schneeflocken vom Himmel herab, der Sturmwind wirbelte sie vor sich her. Er zauste die glitzernd weißen Bäume und Sträucher drüben am Kirchplatz, und die Leute, welche

drunten an der Straßenecke ihre letzten Tannenbäumchen feilboten, sahen wie Schneemänner aus.

Müde blinzeln schaute die Kleine in das arge Schneetreiben hinaus. Den ganzen Tag war sie aufgereggt und erwartungsvoll herumgesprungen, ganz schläfrig war sie von all dem Freuen geworden. Der Weihnachtsmann ließ diesmal auch gar zu lange auf sich warten!

Annelieses Augenlider wurden schwer — und immer schwerer. Doch da — was war dem das — weit auf riß sie plötzlich ihre Blauaugen und starrte unverwandt in das Dunkel hinaus.

Das waren doch keine Schneeflocken mehr, die durch die eisige Luft dahintanzten. Kleine schneeweiße Weihnachtsenglein waren es ja, mit flimmernden Silberflügeln, die vom nächtlichen Himmel zur Erde herabflogen, sich leuchtend im Spiel und Reigen beim Sturme drehten, sich jauchzend haschten und jagten. Jetzt reichten sie sich jubelnd die Hände — und jetzt zerstoben sie lachend in alle Winde.

Sierhin und dorthin flogen sie — Anneliese konnte es ganz genau sehen. — Ringsum an Tür und Fenster pochten sie, und Fenster und Tür öffneten sich von selbst und ließen die Weihnachtsenglein ein. Aus den dunklen Räumen aber flammte plötzlich schimmernder Kerzenglanz. All die Weihnachtslichter zündeten die Englein an, im funkelnden Lichterschmuck erstrahlten plötzlich die Weihnachtsbäume. Die Englein aber flogen weiter — von Haus zu Haus. Lauter Kinderjubiläum hallte hinter ihnen her.

„Kommt denn gar keins zu mir?“ flüsterte Anneliese traurig und blickte sehnsüchtig auf die vorüberhuschenden Englein.

Da hockte plötzlich ein Weihnachtsenglein draußen auf der Fensterbrüstung und schaute mit leuchtenden Augen durch die Scheiben. Es zog den weißen Flockenmantel ganz fest um sich und stülpte auch

noch die Kapuze auf die goldenen Locken, denn draußen war es bitterkalt.

„Bist du mein Weihnachtsengel?“ fragte Anneliese zutraulich.
„Warum kommst du nicht herein?“

Das Englein blickte merkwürdig ernst drein.

Und jetzt öffnete es den Mund, und mit feiner Stimme sprach es: „Hast du es denn verdient, Anneliese, daß ich dir die Weihnachtslichtchen anzünde?“

Anneliese machte ein etwas betretenes Gesicht.

„Die letzten acht Tage bin ich doch ganz artig gewesen“, meinte sie dann nach kurzer Überlegung. Aber der Engel schaute sie immer noch unverwandt an.

„Fast ganz artig“, gab Anneliese zögernd zu und wurde rot bis über die kleinen Ohren, denn einen Engel kann man nicht belügen. „Nur einmal habe ich beim Waschen geschrien. Aber Punkt acht bin ich jeden Abend folgsam ins Bett gegangen.“

„So —“ sagte der Engel, „und wer hat denn gestern abend zu beten vergessen?“

„Ja — weißt du,“ meinte Anneliese eifrig, „ich kann doch nichts dafür, daß ich so schnell eingeschlafen bin. Gerade als ich ans Beten dachte, da schlief ich auch schon.“

„Und wer hat sich denn heute an die große Pfefferkuchentüte in der Ecke geschlichen und hat das schöne Marzipanherz angeknabbert?“ fragte das Englein weiter.

Die Kleine machte ein bestürztes Gesicht.

Woher wußte denn der kleine Engel das nur? Es war doch kein Mensch im Zimmer gewesen. Anneliese hatte doch erst gehörig Umschau gehalten.

„Schau,“ sprach das Englein wieder, „mir kannst du nichts vorreden. Ich bin nicht nur dein Weihnachtsengel, nein, ich umschwebe dich das ganze Jahr. All deine guten und schlechten Gedanken kenne ich, in dieses Büchlein trage ich sie ein.“ Und er zog ein silbernes Notizbüchlein aus der Seitentasche seines glitzernden Flockenröckchens und hielt es dem kleinen Mädchen hin.

„Siehst du, Anneliese, was steht hier?“ Er wies auf die eine Seite des Buches.

Anneliese buchstabierte mühsam, denn sie ging erst seit Ostern in die Schule: „Heute hat Anneliese heimlich durch das Schlüffeloch geguckt, um zu sehen, ob Mama für Puppe Hildegard ein neues Wintermäntelchen zu Weihnachten schneidert.“ — Die Kleine senkte schuldbewußt den Kopf. — „Und hier,“ sprach der Engel vorwurfsvoll weiter, „was liest du hier?“

Das kleine Mädchen buchstabierte: „Anneliese hat, als sie mit verbundenen Augen das neue Weihnachtskleidchen anprobieren sollte, sich heimlich Füsseln und Fäddchen herausgezogen, um zu sehen, welche Farbe es habe.

„Ja — hellblau ist es!“ jubelte Anneliese auf, aber vor dem strafenden Blick des kleinen Engels verstummte sie plötzlich.

„Das ist aber noch lange nicht alles,“ sprach das Englein weiter, „wie neidisch bist du neulich gewesen, als die kleine Irene mit der Equipage von der Schule abgeholt wurde, und dann“ — ganz traurig wurde das Englein mit einem Mal — „als das arme, blasse Lenchen, das ihres Fleißes wegen in der Schule eine Freistelle bekommen hat, mit dir in der Pause gehen wollte, da hast du ihr den Rücken gekehrt und hast hochmütig gesagt: „Mit Kellerkindern gehe ich nicht!“ Ja — du bist ein recht schlechtes kleines Mädchen!“ Das Englein schwieg,

und Anneliese senkte nun ganz beschämt den braunen Lockenkopf. Große Tränen kullerten über ihre frischen Wäckchen.

„Neid und Hochmut sind zwei recht häßliche Eigenschaften in einem Kinderherzen“, sagte das Englein wieder. „Komm mit mir, ich will dir zeigen, wie wenig Grund du zu beidem gehabt hast.“

Das Englein pffiff, und da stand plötzlich das niedlichste kleine Automobil, das man sich denken konnte, vor ihnen. Es war ganz aus süßem Pfefferkuchen, und die Räder waren aus silbernen und goldenen Weihnachtsnüssen.

Das Englein schob den Fensterriegel zurück, streckte die Arme nach Anneliese aus, und da saß sie auch schon in dem kleinen Automobil an der Seite des Weihnachtsengels.

„Ich werde mich erkälten“, wollte Anneliese noch rufen, aber schon machte das Automobil „töff — töff — töff“ und flog wie der Wind durch die eisige Winterluft dahin. Das Englein aber schlug seinen Mantel um Anneliese, der dehnte und dehnte sich, und nun war es der Kleinen ganz mollig darunter.

An einer glänzend erleuchteten Villa hielt das Pfefferkuchenautomobil. — Hier wohnte die kleine Irene.

Das Englein nahm Anneliese an die Hand und flog mit ihr an das Fenster. Zwei große Gucklöcher hauchte der Engel in die Eisblumen der Fensterscheiben, und nun konnten sie das ganze Zimmer übersehen. Ein prächtiger, funkelnder Saal war es, in den Anneliese schaute. In der Mitte des Saales stand auf der Erde ein riesiger Weihnachtsbaum und reichte mit seiner goldenen Spitze bis an die Decke, und ringsum an den Wänden zog sich die reiche Weihnachtstafel entlang. — War das 'ne Pracht!

Aber keine frohe Weihnachtsstimmung, keine warme Herzensfreude herrschte in diesem glänzenden Raum, kein Kinderjubiläum erscholl.

Stöhnend und scheltend saß Irene's alter Großonkel, bei dem die Kleine jetzt seit dem Tode der Eltern lebte, in seinem Lehnstuhl am Kamin. Er rieb sich das gichtfranke, schmerzende Bein. Mißmutig starrte er in die knisternden Flammen. Keinen Blick hatte er für die kleine Irene, welche mit ernstem Gesichtchen und traurigen Augen zwischen all ihren herrlichen Geschenken stand. Die Kleine schaute in das dichte, grüne Geäst des Tannenbaumes und leise lieblosend glitt ihr Händchen über die feinen Nadeln.

Kleiner war ihr Weihnachtsbaum im vorigen Jahr gewesen, aber ihr Mütterchen hatte ihn ihr selbst geschmückt. Nicht so reiche Gaben lagen auf dem Weihnachtstische, aber Vater hatte sein Töchterchen auf das Knie genommen und mit ihr die Bilder in dem neuen Märchenbuch besehen.

Und jetzt?

Tapfer schluckte Irene die Tränen herunter und trat zu dem griesgrämigen Onkel, um ihm zu danken. Aber freuen, so von Herzen freuen, konnte sie sich nicht mit den kostbaren Geschenken, welche Fremde ohne Liebe und Verständnis für die kleine Waise eingekauft hatten.

„Bist du noch neidisch?“ fragte der Engel ernst. Anneliese schüttelte den Kopf, sprechen konnte sie nicht, die Tränen würgten sie im Halse.

Sie stiegen wieder in das kleine Automobil, laut tutend fauste es davon.

In eine enge, schmale Gasse bog es plötzlich und hielt vor einem ganz verwitterten Häuschen.

Ausgetretene Steinstufen führten zu dem Schusterkeller hinab, in dem das arme Lenchen zu Hause war.

Aber rein und klar waren die Fensterscheiben, blütenweiße Gardinen hingen an den kleinen Fenstern, durch die das Englein mit Anneliese schaute. Blißsauber war die enge Stube, und blühende Geranientöpfe schmückten das Fenster Sims. Auf dem weißgedeckten Tische prangte ein winziges Christbäumchen, nur spärlich mit Lichtern besteckt. Schulhefte und Bleie, eine billige Puppe für das Kleinste und ein wenig Pfefferkuchen, das waren die ganzen Weihnachtsgaben. Aber jubelnd umsprang die rein gewaschene, kleine Gesellschaft ihren Weihnachtstisch, und die Eltern schauten froh auf ihre glücklichen Kinder.

Sauchzend erscholl es von hellen Kinderstimmen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Und dann brachte Lenchen ihre Weihnachtsarbeiten herbei. Eine wollene Weste hatte das kleine, fleißige Mädchen für die Mutter gestrickt, und Vater, der immer in der kalten Schusterwerkstatt sitzen mußte, bekam einen warmen Schawl.

„Hast du auch deine Weihnachtsarbeiten fertig, Anneliese?“ fragte das Englein seine kleine Begleiterin.

Anneliese schüttelte den braunen Krauskopf.

„Der Rand fehlt noch an Mamas Seiflappen, und auch an Papas Uhrpantoffel habe ich noch drei Reihen Kreuzstich zu arbeiten,“ sagte sie ganz, ganz leise, so sehr schämte sie sich.

„Siehst du, daß das kleine arme Lenchen viel mehr wert ist als du“, sprach das Englein und nickte ernst mit dem Kopf. „So, nun komm nach Hause, ich denke, du bist jetzt von deinem Neid und deinem Hochmut gründlich kuriert.“

Das Pfefferkuchenautomobil jagte mit ihnen heim, und das Weihnachtsenglein setzte Anneliese wieder in ihr Kinderstühlchen.

„Für diesmal will ich noch Gnade für Recht ergehen lassen und dir, trotzdem du es gar nicht verdient hast, die Weihnachtslichtchen anzünden, denn ich weiß, im Grunde deines Herzens bist du nicht böß — aber nun bessere dich bis nächstes Jahr!“ Damit flog das Englein in die Nebenstube. —

Die Thür tat sich plötzlich auf — heller Weihnachtskerzenglanz flutete in das dunkle Kinderzimmer. Und im Thürrahmen standen Vater und Mutter, lächelnd blickte Mama auf ihre kleine Anneliese, die in ihrem Kinderstühlchen fest eingeschlafen gewesen und sich noch ganz verschlafen die Nüglein rieb.

Blinzelnd schaute sie umher.

Wo war denn ihr kleiner Weihnachtsengel geblieben, den sie noch eben hatte durchs Zimmer fliegen sehen?

Ja — der war längst schon wieder draußen und lugte zum Fenster in das Zimmer hinein, wo Anneliese jubelnd den funkelnden Weihnachtsbaum umtanzte.





Aus der Jugendzeit.

„er“, stöhnte die alte Waschoilette und knarrte in allen Fugen, „man merkt doch, daß man alt wird, was wußte ich in meiner Jugend von schlaflosen Nächten“ — — — — —

„Ja — ja —“ unterbrach sie das fadenscheinige Handtuch, ihre Nachbarin zur Rechten, kopfnickend, „ich merke es auch, daß ich älter geworden bin. Das reißt und zuckt des Nachts in meinen Gliedern, die böse Gicht läßt mich kein Auge zutun.“

„Wer soll denn schlafen können, wenn der Fris so rücksichtslos schnarcht“, ertönte da eine undeutliche Stimme aus der Waschoilette. Es war der schon ziemlich altersschwache Kamm, der nur noch wenige Zähne hatte.

„Ja — Fris“ — meinte die Waschoilette unzufrieden. „Den ganzen Tag kümmert er sich nicht um uns, des Morgens steht er so spät auf, daß er nur noch gerade Zeit hat, sich Gesicht und Hände zu waschen — Hals und Ohren muß Mama immer noch nachträglich vornehmen — und am Tage hockt er mit Tintenfingern über seinen

Geschichtenbüchern. Es ist doch schrecklich, daß solch großer Junge so wenig Sinn für Sauberkeit hat!"

"Langweilig hat er uns neulich sogar gescholten", klang ein müdes Stimmchen dazwischen. Die in dem Waschtischkasten schlafende Zahnbürste war von dem lauten Gespräch der andern aufgewacht.

"Solch Riefindiewelt nennt uns langweilig", meinte der Schwamm, ein ziemlich aufgeblasener Gefelle, empört. "Denkt wohl, in seinen Geschichtenbüchern sei die ganze Weisheit der Welt aufgespeichert — o nein — wir könnten auch Geschichten erzählen, wenn wir nur wollten. Wir haben in unserem Leben schon mehr erlebt, als solch Quintaner sich träumen läßt!" —

"Erzählt doch", wollte Fris, der die ganze Unterhaltung im Schlaf mitangehört hatte, aus dem Bett dazwischenrufen, denn er liebte Geschichten über alles; aber der Mund war ihm fest verschlossen, er brachte kein Wort heraus.

"Freilich," hörte er die alte Waschoilette, die noch von Großmutter herstammte, jetzt wehmütig knarren, "seine Geschichte hat wohl ein jeder von uns, wenn's auch schon lange her ist. Sieht man es meinem abgetragenen braunen Kleide etwa noch an, daß ich einst als stattliche junge Buche im lustigen grünen Wald meinen schlanken Wipfel zum blauen Himmel gestreckt habe?"

Ach — meine schöne Kinderzeit im schattigen Waldesgrün! Wenn der Morgenwind mir kosend, wie eine Mutter, über das Haupt strich, und goldene Sonnenstrahlen flimmernd über mein Blätterkleid huschten und mich lachend wachküssten!

Was weiß der Fris, das Stadtkind, der sich doch so klug dünkt, von dem zarten, heimlichen Waldesweben, von den zauberhaften

Mondnächten, in denen ich die leichtfüßigen Elfelein und fichernden Waldkobolde bei Spiel und Tanz belauscht habe. Als ich so alt war wie der Fritz, da hatte ich bereits die ganze Baumschule durchgemacht, ich war ein prächtiger Baum, heute darf ich es wohl sagen!

Das fanden auch die jungen Brautleute, ein niedliches Buchfinkenpaar, das auf der Wohnungssuche umherzog. Ich hatte nicht einmal einen Zettel herausgehängt, denn ich hatte es nicht nötig, Wohnungen zu vermieten. Aber der kleinen Braut gefiel die lustige Mansardenwohnung droben in meinem Wipfel mit der freundlichen Aussicht auf das Waldbächlein so ausnehmend gut, daß sie nirgends anders mehr mieten wollte. So wurde ich Wirt. Ein kunstvolles, molliges Nestchen richteten sich die jungen Leutchen bei mir ein, und ich habe es nicht bereut, daß ich sie einziehen ließ.

War das eine lustige Hochzeit, niemals wieder habe ich ein so schönes Fest mitgemacht!

Eine lange Tafel hatte man in meinen Zweigen hergerichtet, obenan saß das Brautpaar, das schnäbelte sich zärtlich, und dann folgte die ganze Sippe. Goldammer, Stieglitz und Zeisig waren die vornehmsten, die hatten die prächtigsten Hochzeitskleider angelegt. Auch Rotkehlchen und Blaumeise sahen recht niedlich aus, der Dompfaff hielt die Brautrede, und der Specht klopfte mit seinem krummen Schnabel an meine Rinde und ließ den Wirt des jungen Paares leben, darauf war ich sehr stolz. Am wenigsten von der ganzen Gesellschaft gefiel mir der Kuckuck. Das war ein recht eingebildeter Bursche, der redete nur immer von sich selbst und holte sich dreist die saftigsten Stückchen Käferbraten von den Schüsseln herunter. Und dann ging das Musizieren und Flötieren los. Frau Nachtigall gab einen Sologesang zum besten, und unter Singen

und Klingen zog die ganze Gesellschaft spät nach Haus. Der Mond leuchtete ihnen mit seiner silbernen Laterne freundlich heim.

Die jungen Eheleute aber hausten glücklich und zufrieden in ihrem Nestchen. Es waren recht ruhige Mieter Herr Buchfink ging meist des Tags über auf die Jagd und versorgte Küche und Keller, und Frau Buchfink saß, still vor sich hinbrütend, daheim.

Eines Morgens aber wurde ich durch lautes Babygeschrei aus der Mansardenwohnung geweckt, da hatten sich fünf kleine Buchfinkkinder eingestellt, die blickten aus runden Äuglein gar neugierig in die große Welt. Es waren nette muntere Dinger, ich hatte meine Freude an ihnen, und wenn sie mir zu viel plärrten, dann wiegte ich sie auf meinen schaukelnden Zweigen in den Schlaf.

Als die Kinder kaum flügge waren, flog die Mutter jeden Tag mit ihnen zum Waldbächlein hinab, dort mußten sie baden, und das besorgten sie überaus reinlich und gründlich — ich weiß, wer sich an ihnen ein Beispiel nehmen könnte!“

Strafend blickte die Waschoilette zu dem schlafenden Fritz herüber, der verkroch sich beschämt unter seine Bettdecke.

„Wie wurden Sie denn aber eine Waschoilette?“ erkundigte sich die Zahnbürste, die wenig von dem Lauf der Welt wußte, mit jugendlicher Neugier.

„Ja — wie das so im Leben geht“, meinte der alte Waschtisch schwermütig. „Schlechte Menschen rissen mich unbarmherzig aus meinem Waldreich, schleppten mich zur klappernden Sägemühle herab, zerschnitten mich zu Brettern, und dann wanderte ich in die Tischlerwerkstatt. Aber davon weiß ich nicht mehr viel, mein Gedächtnis läßt schon nach, nur von meiner herrlichen Jugendzeit im grünen Walde träume ich noch heute.“ — — —



Ury, Goldblondchen 3.

Piepmaß, der Gassenjunge.

„Meine Wiege hat in Schlesien gestanden, im rauhen Riesengebirge“, begann das Handtuch sumend. „Lustiger Art sind meine frühesten Erinnerungen nicht, und doch denke ich gern an das bau-fällige, elende Häuslein, in dem ich zur Welt kam, zurück.“

Ein armer Weber hauste darin mit seinem braven Weibe und seinen sechs Kindern. So fleißig er auch das Schiffchen am Webstuhl warf, und so emsig die Frau auch draußen das Stückchen Gebirgsland, das ihnen gehörte, umgrub und bestellte, gar oft wußten sie nicht, womit sie all die hungrigen Mäulchen sattmachen sollten. Im Sommer ging's noch, da liefen die Kinder in die Berge, suchten Beeren und Pilze und trugen sie zum Verkauf in die Badeorte hinab, wo die reichen Herrschaften den freundlichen Kleinen gern etwas abkauften. Da schien die Sonne so freundlich und hell durch das kleine Fenster ins Hüttchen hinein, daß man gar nicht mehr sah, wie zerbrochen das Hausgerät war. Die würzige, frische Gebirgs-luft, die ins Stübchen strömte, blies die grauen, dumpfen Sorgen aus allen Ecken und jagte sie zur Tür hinaus.

Da war auch der Vater froher, seine Wangen sahen dann nicht mehr so eingefallen und fahl aus, und der arge, trockene Husten, der ihn immer quälte, hörte manchmal ganz auf.

Aber im Winter war's böß, da brauste der wilde Gebirgßsturm so ungestüm um das Hüttlein, daß der Kalk von den Wänden herab-bröckelte, die Tür in den Angeln kreischte und die trüben Fenster-scheiben laut klirrten.

„Jeses,“ rief die Mutter dann angstvoll, „der Herr Rübezahl segt uns wohl gar das Häusle über dem Kopf weg!“

Der Vater aber saß tagein, tagaus mit brennenden Backen und blaugefrorenen Händen am Webstuhl, und die Kinder steckten meistens im Verschlag bei ihrer lieben Ziege, denn da war's am wärmsten.

Diesmal gab's einen ganz besonders schlimmen Winter. Die Kartoffeln, fast die einzige Nahrung der armen Weberfamilie, waren zum größten Teil erfroren, das Brennholz war zu Ende, eisig kalt war's im Stübchen, und nun mußte auch der Webstuhl stillstehen; schwer fiebernd lag der Vater im Bett, er konnte nicht mehr arbeiten.

Was sollte nun werden?

Tränenden Auges hatte sich die Frau früh am Tag, mit dem großen, schweren Leinwandpacken auf dem Rücken, aufgemacht, um den Kaufherrn in Hirschberg, für den ihr Mann arbeitete, zu bitten, sich mit den fehlenden Handtüchern zu gedulden.

Die Kinder hockten, zitternd vor Kälte, mit knurrenden Magen in der Ecke der Stube und blickten angstvoll zu dem laut im Fieberwahn redenden Vater hinüber. Nur Mariete, das älteste, das neunjährige Dirnlein, ging ab und zu und legte immer wieder frischen kühlen Schnee auf die glühende Stirn des Vaters.

Von den Handtüchern sprach der Vater, die nicht zur Zeit fertig werden würden, und daß der Kaufherr in Hirschberg ihm nun am Ende für immer die Arbeit entziehen würde. Der Gedanke quälte und ängstigte den Kranken so sehr, daß er sich ruhelos in seinen Rissen wälzte.

Mariete konnte die Sorgen des Vaters nicht mehr mitanhören. Leise trat sie zum Webstuhl, und mit geschickter Hand begann sie, wie sie es so oft beim Vater gesehen, den Faden zu spannen und das Schiffchen zu werfen.

Als der Kranke das Klappern des Webstuhles hörte, wurde er ruhiger, und Mariete arbeitete nun mit vor Kälte zitternden Händchen eifrig weiter. Sie nahm sich kaum Zeit, die kalten Kartoffeln zum Mittag mit den Geschwistern zu teilen. Blatt und gleichmäßig wurde das Gewebe, immer kleiner die Garnspule, und als die Mutter am

Abend verzagt heimkehrte, da der Kaufherr trotz ihrer Bitten die Handtücher in drei Tagen verlangte, da hatte ihr fleißiges, kleines Mädchen schon ein gut Teil der Arbeit fertig. Pünktlich zur festgesetzten Zeit konnte sie die bestellte Ware nach der Stadt bringen.

„Ich aber, ich bin eins jener Handtücher, das kindliche Liebe gewebt hat — das sind meine Jugenderinnerungen!“ —

„Da habe ich denn doch eine andere Kindheit aufzuweisen,“ fiel der Schwamm stolz ein, „meine Jugend ist wie ein Märchen. Auf tiefem Meeresgrund, im grünlich schillernden Wasserpalast kam ich zur Welt.

Mein Vater war König vom Schwammland, und all die stolzen Algenfürsten aus der Nachbarschaft waren ihm untertan. Solde Nixen haben mich als Kind gewiegt und mir ihre Lieder gesungen, und mit den niedlichen, rotbäckigen Korallenmädchen habe ich mich auf den rauschenden Wellen geschaukelt.

Ja — heute weiß kein Mensch mehr davon, daß ich einst ein verwöhnter, kleiner Schwammprinz gewesen bin. Der undankbare Frits, der mich drückt und preßt, wenn ich ihn sauber waschen will, hat keine Spur Achtung vor mir, der denkt, ich bin ein ganz gewöhnlicher Schwamm.

Warum mußte ich auch aus meiner schönen Heimat, wo mich jeder kannte und liebte, vertrieben werden!

Die Algenfürsten wurden eines Tages auffässig, zu nachtschlafender Zeit drangen sie in unser Kristallschloß, schleppten meinen Vater in das schwarze Seetanggefängnis, und nur mit knapper Not entging ich dem gleichen Schicksal. Meine alte Kinderfrau, die gute Auster, versteckte mich zwischen ihren Schalen und schwamm mit mir weit fort, zu ihrer Heimat. Das war ein großes Austerndorf, Austerbank von den Menschen genannt; mir gefiel es dort gar nicht, die

Wege waren so steinig und rauh, daß sie mir meine zarten Füßchen zerrissen, und die Austerkinder waren dumm und ungebildet.

So lief ich eines Tages einfach davon. Kreuz und quer schwamm ich durch die blauen Meeresfluten, bis ich zu einem herrlichen Muschelpalast kam.

Hier wohnte der Muschekönig.

Der nahm sich freundlich meiner an, und Perlmuschel, sein holdes Töchterlein, schaute mir mit so glänzendem, schimmerndem Blick in die Augen, daß ich sofort in heißer Liebe zu ihr entbrannte. Aber der Nachbarkönig vom Bernsteinreich blickte scheel auf mich, da er Perlmuschel für sich zu gewinnen hoffte. Als er hörte, daß unsere Hochzeit bereits festgesetzt sei, da tobte und raste er vor Wut, daß das Meer erzitterte, und schleuderte große Wogen gegen das Muschelschloß, bis es in tausend Stücke zerbarst.

Mich aber ergriff eine Riesenwelle und warf mich aus dem Wasserreich auf den weißen Strand. Dort fanden mich Menschen, und ich wanderte wie ein ganz alltäglicher Schwamm in die Stadt zum Verkauf.“—

„Ja —“ sagte die kleine Zahnbürste kummervoll, „die Menschen sehen gar nicht darauf, ob einer von guter Herkunft ist oder nicht. Mich behandelt der Fris auch wie jede ganz ordinäre Zahnbürste, die nur ein Knochenkleid hat, und doch bin ich aus vornehmem Elfenbein. Allerdings die Borsten, mit denen ich mich seit kurzem verheiratet habe, sind von recht niederer Abstammung, die haben im Schweinestall das Licht der Welt erblickt.

Gegen Sie, meine Herrschaften, bin ich ja noch jung, aber doch nicht so unerfahren, wie ich aussehe, ich bin schon weit herumgekommen.

Meine ersten Kindheitseindrücke erhielt ich in Afrika; dort kam ich als rechter Stoßzahn eines niedlichen kleinen, Elefanten zur Welt.

Anton hieß der kleine Elefant, er lebte mitten in der glühend heißen Sandwüste auf einer herrlichen Oase. Schattig und kühl war es dort, eine lustige Quelle spendete erfrischendes Wasser, und prächtige Dattelpalmen wölbten ihre großen Blätter wie ein schützendes Dach vor den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne.

Der kleine Elefant fühlte sich recht wohl auf dem fruchtbaren Stückchen Erde. Sein Herr war freundlich und gut zu ihm, und besonders Siddy, dessen schwarzüngiges Töchterchen, liebte den kleinen täppischen Gefellen über alles.

Anton wurde ihr Spielgefährte, sie klopfte ihm das graue dicke Fell zärtlich, kraute ihm seinen langen Rüssel und fuhr auch öfters mit ihren Fingerchen schmeichelnd über seine weißen Elfenbeinzähne. Das hatte ich sehr gern.

Als Siddy und Anton etwas größer geworden waren, stieg das kleine Mädchen mit den Füßchen auf Antons Rüssel, dieser setzte sie vorsichtig auf seinen breiten Rücken, und nun ritten die beiden Freunde, wenn die Strahlen der Tropensonne schräg durch die Büsche huschten, hinaus in die unabsehbare, weiße Sandwüste. Der Vater ließ sie ruhig gewähren, er kannte Antons Klugheit und Treue und wußte, wenn der Elefant bei seiner Kleinen war, geschah ihr kein Leid.

Wie ein zahmes Hündchen folgte der schwerfällige Bursche seiner kleinen Herrin. Aber auch im Haushalt machte er sich nützlich.

Morgens schleppte er die schweren Gummischläuche zu der Quelle, füllte sie mit Wasser und trabte dann mit seiner Last zum Hause zurück. Mit seinem Rüssel pflückte er geschickt die saftigen Datteln von den Bäumen und sammelte sie sorgsam in ein Körbchen.

Eines Tages waren Anton und Siddy wieder spazierengeritten. Längst schon wollte der kluge Elefant umkehren, denn die Sonne

stand schon tief am Horizont. Aber Siddy fand es so herrlich, sich in der einsamen, endlosen Wüste zu tummeln, daß sie den Elefant immer weiter und weiter trieb.

Plötzlich stuzte sie — was war denn das?

„Ein Schloß — ein herrliches Schloß!“ jubelte sie laut, „geschwind, Anton, laß uns hinreiten.“

Auch Anton schaute prüfend in die Ferne. Er schnupperte vor Erstaunen mit seinem langen Rüssel in die heiße Luft — in der Tat, ganz hinten, wo die Wüste mit dem Himmel zu verschmelzen schien, baute ein prächtiges Schloß im rosigen Abendschein seine stolzen Zinnen und hohen Türme empor.

Anton stand unbeweglich, die Sache kam ihm nicht recht geheuer vor. Er hatte zwar noch nie etwas von der Fata Morgana, jener Luftspiegelung in der Wüste, die den müden Wanderer durch plötzliches Auftauchen schöner Schlösser, großer Schiffe und belebter Städte irreführt, gehört, aber der nahende Abend machte ihn bedenklich. Der kluge Elefant kehrte um.

Da wurde aber Siddy böse, sie weinte, schrie und schlug nach ihrem guten Freunde, bis dieser nachgab. Aber je weiter und weiter er auf das herrliche Schloß zutrabte, desto matter und unklarer wurde es, und jetzt — war es plötzlich ganz verschwunden! Die ungeheure, schweigende Wüste schien es verschluckt zu haben.

Da merkten sie, daß es nur eine Lufttäuschung gewesen war — aber was sollte nun aus ihnen werden?

Ganz dunkel war es inzwischen geworden, die heimatliche Dase war weit entfernt, und schon hörte man den wilden Schakal durch die stille Wüste heulen. Siddy fing vor Angst an zu weinen, ach — wenn die bösen Wüstentiere sie fanden und auffraßen!

Anton aber rannte mit ihr, so schnell er nur konnte, davon.

Kampfbereit streckte er mich und meinen Kollegen, den linken Stoßzahn in die Luft. Wehe dem, der es gewagt hätte, seiner kleinen Herrin ein Leid anzutun!

So lief er die ganze Nacht hindurch. Sidby schlief fest auf seinem weichen Rücken, gegen Morgen aber sank er ermattet in den dürren Sand. Dort fanden ihn und das schlafende Kind durch die Wüste ziehende Händler. Die kleine Sidby verkauften sie als Sklavin, Anton aber wurde gebunden und in einem großen Schiff übers Meer nach Europa geschleppt — und ich natürlich mit.

In einer schönen Stadt im Zoologischen Garten gab man dem Anton ein geräumiges Bitterhaus. Nachmittags schnallte man ihm kleine rotgepolsterte Sitze auf den Rücken, drauf wurden viele schöngeputzte Kinder festgebunden, und bei fröhlicher Musik trottete dann der plumpe Anton mit den laut jubelnden Kleinen durch die gepflegten Wege des Zoologischen Gartens. Anton aber war nie froh, der sah stets traurig aus, immer dachte er an seine kleine Freundin Sidby in Afrika, die gerade so lustig auf seinem Rücken geritten. Auch behagte ihm das kalte Klima in Europa gar nicht, er wurde krank und starb. Mich aber, den schönen glänzenden Elefantenzahn, brach man mit roher Hand heraus, man verkaufte mich, und ich wurde verarbeitet. So wurde ich zur Zahnbürste, muß hier im Waschtischkasten liegen, und trotzdem ich von so vornehmer Abkunft bin, verachtet mich der Fritz so sehr, daß er sich nicht einmal jeden Tag die Zähne mit mir bürstet — ja — ja — es geht nicht immer nach Verdienst in der Welt!

Die Zahnbürste schwieg betrübt.

„Ihre Jugendzeit war hübsch,“ meinte die alte Waschoilette freundlich. „Sie haben, so jung Sie auch sind, sicher die interessantesten Erlebnisse gehabt.“

„Oho“ — machte der Schwamm, der sich zurückgesetzt fühlte, empört.

„Ich kann Ihnen leider heute nichts aus meiner Jugendzeit, von dem großen Gutshof, wo ich als Horn eines Ochsen zur Welt kam, erzählen“, brummte jetzt auch der Ramm. „Ich habe so heftige Zahnschmerzen — au — tut das weh!“

„Sie sprechen auch viel zu undeutlich,“ sagte der Schwamm herzlos, „erst lassen Sie sich neue Zähne einsetzen“ — — — er verstummte plötzlich.

Fris hatte sich eben im Bette gerührt und kerzengerade aufgesetzt.

Durch das Fenster blickte schon der Tag in das Kinderzimmer. Fris aber schaute mit verschlafenen Augen zu seinem Waschtisch herüber.

Da lagen Handtuch, Schwamm, Ramm und Zahnbürste stumm und harmlos an ihrem Platz. Fris aber benutzte jetzt fleißig jeden Morgen seine Waschtischsachen und fand sie nie mehr langweilig, denn er hatte ja im Schlafe ihre Geschichten „aus der Jugendzeit“ belauscht.



Vom dummen Peter, der durchaus das Fliegen lernen wollte.

Nein — der Peter war doch auch gar zu dumm! Schon als winziger Bub, als die Mutter ihn aufstellte, daß er die ersten taumelnden Schrittschen ins Leben hinein mache, dachte er gar nicht daran, seine Füße zu diesem Zweck zu benutzen. Er breitete seine kleinen Arme aus, begann sie wie zwei Flüglein auf und nieder zu bewegen und wunderte sich, daß er nicht vom Flecke kam. Seine Freunde, die Vögel draußen in den Büschen, liefen doch geradeso durch die Luft.

Der Peter ward älter, größer und verständiger. Er sprang jetzt auf seinen beiden festen Beinen lustig einher und wuchs jedes Jahr eine Handbreit. Und mit ihm um die Wette wuchs der Wunsch, wie Vöglein, Schmetterling und Biene durch die blaue Luft dahingaukeln zu können, weit — weit fort — bis in die Wolken hinein.

Saß er auf der Schulbank, so hörte er nicht, was der Herr Lehrer sprach. Er hatte ja auf so vieles andere zu lauschen. Wie im Winter der Sturm an den Schulfenster rüttelte — hu — wie er pfiß und sang. Ach und im Sommer, da wußte der Peter gar nicht,

was er zuerst hören sollte. Der Kastanienbaum im Hof rauschte und flüsterte, die Schwälbchen am Dachfirst zwitscherten lange Geschichten, die Fliegen an der Wand summten — und der Peter träumte.

Er starrte zum Schulfenster hinaus in die Silberwolken, die hoch am Himmel dahinsiegelten — wer doch mit könnte!

Meist kam er recht unsanft von seinem kühnen Fluge wieder auf die Erde hinunter. Der Herr Lehrer stand neben ihm und rüttelte ihn so lange, bis der dumme Peter wieder wußte, daß er nicht mit den Wolken reiste, sondern in der Schulstube saß, wo es galt, aufzumerken.

O weh — das gab dann jedesmal ein schlechtes Zeugnis und eine tüchtige Tracht Prügel daheim vom Vater noch obendrein.

Auch heute hatte der Vater ihn wieder wacker durchgebläut, denn auf seinem Zeugnis stand: Aufmerksamkeit — ungenügend.

„Was soll denn bloß mal aus dir werden, du dummer Peter,“ sprach der Vater bekümmert, „wie willst denn du etwas lernen im Leben?“

„Ich will nichts weiter lernen als fliegen — ich will nur fliegen lernen“, heulte der verprügelte Peter und schlich sich davon.

Er stand am Fenster, rieb sich seinen brennenden Buckel und schaute mit kläglichem Gesicht hinaus.

Draußen surrte und burrte, summt und brummte es, all die kleinen Insekten spielten lustig im goldenen Sonnenlicht. Nur er klebte mit seinen Beinen fest an dem Erdboden. Peter streckte gedankenlos die Hand aus — und da hatte er ein niedliches goldbraunes Bienlein gefangen, das zappelte ängstlich in der derben Jungenhand. Peter dachte nicht daran, ihm ein Leids zu tun, nur seine Flügellein wollt er sich beschauen.

Sorch — er verstand plötzlich, was die verängstigte kleine Biene summte:

„Sum — sum — sum —
 Ach bring mich bloß nicht um!
 Schenk mir mein junges Leben,
 Will dir auch Honig geben —
 Sum — sum — sum.“

„Ich mag keinen Honig, liebes Bienlein, aber gib mir deine Flügel, daß ich fliegen kann“, bat der dumme Peter.

Und Bienlein war einverstanden.

Es schnallte seine braunen Flügel ab, faltete sie sorgsam zusammen und reichte sie dem Knaben. Dann spazierte es langsam aus Peters geöffneter Hand heraus.

Peterlein aber war überselig.

Er dachte nicht mehr an sein schlechtes Zeugnis und an seinen schmerzenden Rücken; mit glücklichen Augen stand er vor den goldbraunen Flüglein.

Wenn es nur erst Abend werden wollte!

Draußen dunkelte es. Die Sonne hatte ihren Wolkenbettzipfel bis über die Nase gezogen, und der Mond, der Nachtwächter, pußte schon seine Silberlaterne.

Da schnallte Peter seine kleinen Flüglein um.

Sank er zur Erde — nein — o Wonne — die Flüglein trugen — er schwebte in dem weiten Luftmeer.

Er versuchte die Flügel zu bewegen, um von der Stelle zu kommen. Aber nach drei mühseligen Schlägen konnte er sich nur noch gerade an den Ast des großen Birnbaums anklammern. Sonst hätte er sicherlich auf der Nase gelegen.

Da saß nun der Peter im Birnbaum, weinte bitterlich, daß er trotz seiner Bienenflügel nicht fliegen konnte und schmaufte zum Trost eine saftige Birne nach der andern.

Ei — du dummer Peter — ein jedes Ding will gelernt sein, auch das Fliegen!

Als die Mutter ihren Peter am andern Morgen statt in seinem Bett draußen im Birnbaum erblickte, war sie recht wenig erbaut. Er bekam einen tüchtigen Nasenstüber zur Strafe und keine Birnen zum Frühstück.

Am Abend, als alles schlief, versuchte Peter aufs neue sein Heil.

Zuerst — diesmal ging es ein ganzes Teil besser, heute kam er sogar schon bis zu dem roten Vogelbeerbaum auf der Landstraße und wieder zurück. Aber er schämte sich vor den Späzen, die dort wohnten, daß er noch so ungeschickt flatterte. Die sahen den merkwürdigen Riesenvogel mit den blauen Hosen und dem weißen Matrosenträger verächtlich an — nicht einmal zwitschern konnte der!

So flog Peterlein jeden Abend in Wald und Feld hinaus, jeden Tag ein Stückchen weiter. Und als eine Woche verstrichen war, da hatte er das Fliegen so schön gelernt, daß er nun an seine große Reise in die weite Welt denken konnte.

Er steckte ein reines Taschentuch in die eine Hosentasche und in die andere sein aufgespartes Vesperbrot, tat die Flügel um, schaute noch einmal durch die Fensterscheiben, hinter denen die Eltern nichtsahnend schlummerten und hui — da stieg er auch schon wie eine Lerche jubelnd in die Luft. Tief unter sich sah er die Städte, in denen die Kinder am andern Morgen in die Schule mußten, die schlafenden Wälder und die silberglänzenden Flüsse. Er flog und flog — immer höher hinauf. Die Sterne am Himmel wurden größer

und flammender, geblendet mußte Peter die Augen schließen — und da geschah's.

Er war gegen den höchsten Schneeberg der Erde geflogen, ein Stück von den zarten Bienenflügeln war hängen geblieben — Peter sank. Immer schneller und tiefer hinab — so pfeilgeschwind, daß ihm die Sinne vergingen.

Als er am nächsten Morgen erwachte, rieb er sich erstaunt die Augen und die schmerzenden Glieder. Hatte es denn gestern wieder Siebe geseht?

Mit weit aufgerissenen Augen schaute er um sich. Statt daheim in seinem Bette, lag er auf weichem Mooslager mitten in einem fremden Wald.

„Ich dummer Peter, ich,“ so rief er wehklagend, „bin den Sternen schon so nahe gewesen, habe das Land meiner Sehnsucht fast erreicht und liege nun wieder mit zerbrochenen Flügeln unten auf der Erde!“

Er nahm die zerschundenen Flügeln ab, suchte sich Fichtennadeln, Staubfäden und Fingerhut im Walde und machte sich daran, die zerlöchernten Schwingen auszubessern.

Aber das Gewebe war so fein, daß der Peter nicht damit zustande kam.

Traurig wollte er sich gerade entschließen, seine Flügel zurückzulassen, und die Reise zu Fuß fortzusetzen, da hörte er ein seltsames Rattern in dem Buschwerk.

Ein merkwürdiges Etwas kam näher geflogen. Es war kein Vogel, denn es hatte keine Schwingen, und es war kein Wagen, denn es wurde von keinem Gaul gezogen. Ganz von selbst brauste es heran. Nicht weit von Peter hielt das sonderbare Ding. Von

seinem Rücken sprang ein vermummtes Männlein, das hatte eine große blaue Brille auf der Nase.

„Bist du der Peter, der durchaus das Fliegen lernen will?“ fragte es.

Peter nickte. Er blickte bekümmert auf das Männlein und auf dessen Gefährt, das fauchend seinen Benzinatem in die würzige Waldluft blies.

„Da sind wir die richtigen Leute für dich“, meinte das Männlein grinsend. „Wenn du auf mein Auto kletterst, brauchst du keine Flügel und fliegst doch durch die Welt. Schneller als die Sonne, in noch nicht vierundzwanzig Stunden hast du die ganze Welt umkreist.“

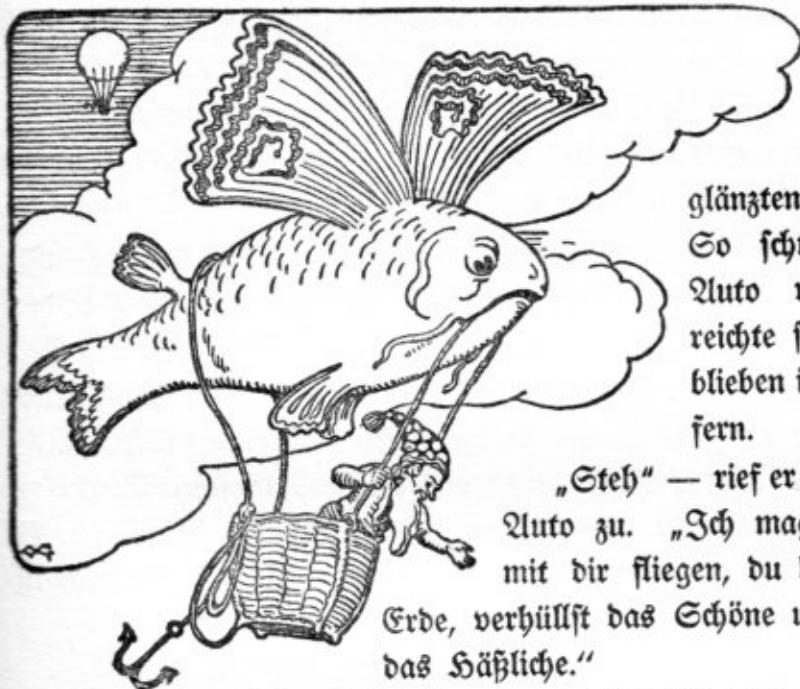
„Ei,“ sprach Peter, „das läßt sich hören. Gib mir dein Auto, ich schenke dir dafür meine Flügel.“ Das Männlein war es zufrieden. Es setzte Peter seine große, blaue Brille auf die kleine Nase, hob ihn auf den Rücken des Autos, und der dumme Peter gab dafür seine Flügel hin.

„Töff — töff — töff —“ stöhnte das Auto, Peters neuer Reise-genosse, und setzte sich pfeilgeschwind in Bewegung.

Dem Peter verging Sehen und Hören.

Er sauste durch die fremde, schöne Welt und konnte doch durch die blaue Brille nicht erkennen, wie schön sie war. Durch unabsehbare Blumengefilde rasste das Auto mit ihm, doch der Peter atmete nichts von ihrem Duft, denn das Auto blies ihm seinen gräßlichen Benzinhauch in die Nase. Vöglein sangen ihre holden Weisen, aber der Peter, der einst ihren Liedern gelauscht, vernahm sie nicht — nur das ratternde Töff — töff dröhnte ihm im Ohr.

Dreimal war der dumme Peter schon um die ganze Welt geflogen — da merkte er, daß er einen schlechten Tausch gemacht.



Weit—weit über ihm zogen die Wolken und glänzten die Sterne. So schnell auch das Auto rasste, er erreichte sie nie — sie blieben ihm stets gleich fern.

„Steh“ — rief er traurig seinem Auto zu. „Ich mag nicht länger mit dir fliegen, du hastest an der Erde, verhüllst das Schöne und zeigst nur das Häßliche.“

Das Auto hielt, Peterlein sprang hinaus und warf die abschauliche, blaue Brille von sich. Jetzt sah er erst wieder, wie grün die Wälder waren, wie lieblich die Matten, und wie leuchtend der Himmel darüber.

Unschlüssig stand er und sann, wie er es nur fertig brächte, daß er wieder zu Flügeln käme.

Da hörte er über sich ein lautes Sausen in den Lüften. Wie ein weißer Riesenfalter flog es herbei und senkte sich vor Peter herab. Es war ein liches Schifflein, drinnen stand das Männlein aus dem Walde.



„Gefällt dir mein Auto so wenig“, sprach es listig — „ei, versuch es mit diesem Schifflein. Ein Luftschiff ist's, es gehorcht jedem deiner Winke, mit ihm kannst du bis zum Monde fliegen.“

Peter war glücklich, daß er sein Auto auf gute Manier wieder los wurde, und stieg in das Luftschiff.

Kerzengerade schwebte es mit Peter empor. Der steuerte lustig drauf los — bald hierhin, bald dorthin — herrlich war's, sich in dem weiten Weltenraum zu tummeln.

An weißen Wolkenlämmern vorbei, die auf himmlischen Matten graften, lenkte er geradeswegs in die lockende Sternenpracht hinein. Schon streckte er die Hand aus, um die flimmernden Sterne zu fassen — da entglitt ihm das Steuer des Luftschiffs. Und ob der Peter auch schrie, tobte und weinte — half alles nichts — das Schifflein flog wieder mit ihm zur Erde hinab.

Drunten stand das Männlein und lachte hämisch.

„Dummer Peter — und du willst das Fliegen lernen?“

„Ich lerne es trotz alle- und alledem“, sprach der Peter, steckte trotzig die Hände in die Hosentaschen und drehte dem Männlein, dem Auto und dem Luftschiff den Rücken.

So zog er nun zu Fuß seine Straße, und neben ihm zog die Sehnsucht, ins ferne Wolkenland fliegen zu können.

Nicht Weg noch Steg kannte er. Aber die Blümlein, die ihm am Pfade blühten, wiesen mit den Köpfchen die Richtung, bunte Falter gaukelten ihm voran, und der Wind schob ihn vor sich her.

So kam er in einen großen Garten.

Da blühten so wunderbare Blumen, wie er sie nie vorher geschaut. Sie glitzerten und flimmerten im Abendtau wie schimmernde Sterne. Und singende Mägdlein in lichten Gewändern, rosenbekränzt, umschwebten ihn, die schauten aus wie Silberwölchen, welche die

Abendsonne rosig überhaucht. Lachend zogen sie ihn zu ihrer Herrin.

„Hast du endlich hergefunden, du dummer Peter, du,“ lächelte diese holdselig, „und willst du immer noch das Fliegen lernen?“

Peter kniete vor der blondgelockten Frau nieder.

„Frau Königin,“ rief er, denn sie trug eine leuchtende Strahlenkrone, „oh, wenn Ihr mir Flügel schenken wolltet, ich würde es Euch mein Lebtag danken.“

Die Königin lächelte.

„Flügel habe ich nicht zu verschenken,“ sprach sie, „nur eine Feder, aber die trägt dich, wohin dich auch immer deine Sehnsucht treibt. Hier —“ sie zog aus den Falten ihres Gewandes ein winziges Ding — Peter sah betroffen darauf nieder.

Es war eine unansehnliche, kleine Stahlfeder.

„Und nun kehre in deine Heimat zurück,“ sprach die Königin milde, „und fragen dich die Menschen, wo du gewesen, so sage, du habest das Land der Königin Poesie gesucht und gefunden.“ —

Die anmutige Frau verschwand vor seinen Blicken, der duftende Garten versank — Peter saß plötzlich daheim an seinem Schreibtisch und sah mit verständnislosen Augen um sich.

Hatte er geschlafen — war es nur ein Traum — nein — vor ihm lag die kleine Stahlfeder, die ihm die Königin Poesie geschenkt.

Flugs tauchte er sie ein und setzte sie an — und da flog er auch schon in die blaue Ferne hinaus, weit — weit fort in unbekannte Lande.

Und was er auf seinem Fluge Schönes geschaut, das schrieb die kleine Stahlfeder getreulich nieder.

Dem der dumme Peter hatte doch noch das Fliegen gelernt — er war ein Dichter geworden.



Was Großvater Stumpfzahn erlebte.

Na, Gott sei Dank, nun ist die ganze Gesellschaft glücklich mit ihren Körben, Kiepen und Säcken zur Erde hinauf, nun wird's wieder hübsch ruhig im Nest!" seufzte Großvater Stumpfzahn erleichtert und humpelte zu seinem großen Lehnstuhl hin. Ja, die Vorbereitungen zum lieben Osterfest, dieses Geheze und Gejage machte einen ganz nervös, das war nichts mehr für solch greisen Hasen wie er. Er fühlte in seinem zerschossenen Bein ordentlich die aufregende Zeit. Au — wie das zog und stach — da hatte er doch richtig wieder sein Podagra.

Ganz dicht an das knisternde Herdfeuer schob er seinen Großvaterstuhl, zog seinen warmen, braunen Schlafrock fest um die dünnen Beinchen, steckte sich die lange Solunderpfeife an und sah über die große Hornbrille unzufrieden zu seinem jüngsten Enkelchen hinüber.

„Springinsfeld,“ rief er verweisend, „laß die zerbrochenen OSTEREIER liegen, du reißt dir Splitter in deine Pfötchen. Mach' doch nicht so wilde Sätze, Kind, du wirfst mir ja die ganzen Farbtöpfe herunter. Sieh nur, deinen schönen, braunen Samtanzug hast du total verdorben — dein Schwänzchen ist blizblau, und hier an deinem hübschen Ohr klebt rote Farbe. Psui, schäme dich, solch

großer Junge — na, laß nur die Mutter nach Hause kommen, die wird dir das Fell schon gerben.“

Springinsfeld, das Hasennesthäkchen, trollte sich weinend in seinen Schmollwinkel. Er hatte es doch auch gar zu schlecht auf dieser Welt, nichts war ihm erlaubt! Trotz seines Bittens und Bettelns hatten ihn die Eltern nicht mit auf die große Osterreise genommen. All seine Brüder und Schwestern waren in den neuen Frühjahrskleidchen mit ihren bunten Ostereiern zur Erde hinaufgesprungen, und nur er mußte hier unten in dem langweiligen Nest beim Großvater bleiben. Er sei noch zu klein — hieß es — nein, er wollte auch einmal auf die schöne Erde, wo die Sonne so golden schien, und die Osterblümchen im Winde nickten!

Auf leisen Pfötchen schlich sich Springinsfeld zu der mit grünem Moost Teppich belegten Treppe, da knarrte die Baumrindentür. Großvater Stumpfzahn, der eben ein Nickerchen gemacht hatte, fuhr verschlafen hoch.



„Springinsfeld, wohin?“ fragte er. — Der Kleine wurde rot bis an das braune Stirnhaar.

„Ich langweile mich so“ — stotterte er ganz beschämt. „Alha — und da wolltest du heimlich austragen — das ist ja recht niedlich!“ Großvater Stumpfzahn nickte ernst mit dem würdigen Haupt und schaute den kleinen Sünder vorwurfsvoll an.

„Ach Großvater, lieber Großvater“, Springinsfeld sprang dem alten Herrn mit einem großen Satz auf den Schoß und schlang beide Pfötchen um seinen Hals. „Sei nur nicht böse — ich will es auch gewiß nicht wieder tun, aber erzähle mir auch was, Großvater — ja?“ Schmeichelnd fuhr er mit seinem spitzen Schnäuzchen über Großvaters runzliges Gesicht.

„Na, dann hole dir nur fix deinen Kinderstuhl herbei,“ sagte der gute Großvater Stumpfsahn leise schmunzelnd.

Und nun saßen der Großvater und das Enkelchen am flackernden Herdfeuer traulich nebeneinander.

„Was möchtest du hören?“ fragte Großvater. „Blummennärchen, Jagdgeschichten oder —“

„Nein, bitte, von der Erde erzähle mir, von den Kindern, die dort leben, Großväterchen, oder bist auch du noch nie oben auf der Erde gewesen?“

Der Großvater lachte, daß seine Ohren wackelten.

„Kiekindiewelt, als an dich noch gar nicht zu denken gewesen, da war ich schon der bekannteste Osterhase weit und breit. Und aus Ost und West, aus Nord und Süd schrieben die kleinen Menschenkinder auf der Erde an mich und bestellten sich ihre Eier zum Oster Sonntag.“

„Sind die Kinder auf der Erde stets brav, Großvater?“ erkundigte sich der kleine Hasenjunge ein wenig verlegen.

„Na — immer auch nicht,“ meinte der Großvater und kraute sich mit der linken Pfote nachdenklich hinter dem Ohr. „Einmal — ich weiß es noch wie heute — stand ich vor der Tür einer Kinderstube. Drinnen tobte die wilde Hilde mit dem kleinen Brüderchen Franz. Lautes Getöse erscholl durch die geschlossene Tür. Ich lugte durch eine Türspalte, und was sehe ich? Da hatte die große Hilde das

kleine Brüderchen zu Boden geworfen. Sie kniete auf seiner Brust und hageldicht sausten die Stöße, Knuffe und Schläge auf das arme Kerlchen hernieder.“

„Ich sag' es dem Osterhasen, wenn du so grob bist,“ weinte der kleine Franz, „kein einziges Ei soll er dir bringen!“

„Nah — der Osterhase,“ hörte ich Hilde sagen, „Osterhasen gibt es überhaupt nicht, ich glaub' nicht an den Osterhasen, bin schon viel zu groß dazu“ — und dabei stand ich doch hinter der Tür. „Neunmalklug,“ rief ich erregt durch das Schlüsselloch, „du Naseweis — warte, dir bringt der Osterhase diesmal ganz sicher keine bunten Eier!“ Doch die Hilde verstand meine Hasensprache nicht. Aber das verstand sie am andern Tage, als der kleine Bruder überall in allen Ecken und Ecken herrliche Ostereier mit dem Namen „Franz“ fand, daß sie dieses Jahr ganz leer ausgehen mußte. Weinend durchsuchte sie jedes Winkelchen im Hause, aber wer nicht an Osterhasen glaubt, dem bringt er auch keine Eier!“

„Was hast du denn aber mit Hildes Ostereiern angefangen, Großvater,“ fragte der kleine Springinsfeld, der mit andächtig gefalteten Pfötchen der Erzählung gelauscht hatte.

Großvater Stumpfzahn nahm bedächtig eine Prise aus seiner großen Schnupftabakdose und fuhr fort: „Ja, nachdem ich nun die ganze Nacht von Haus zu Haus, treppauf, treppab gelaufen war, setzte ich mich gegen Morgen müde auf den Prellstein eines Hauses. Und als ich so zuguckte, wie die Morgenröte der noch ganz verschlafenen dreinschauenden Erde ein pupurn leuchtendes Festkleid überzieht, höre ich mit einem Male Kinderstimmen im Hausflur.“

„Ach Linchen, — hast du die vielen, vielen Ostereier drinnen im Bäckerladen gesehen? Wenn ich doch nur ein einziges bekäme!“

„Wer sollte uns wohl Ostereier schenken, Linchen“, vernahm ich darauf eine zweite, leise klagende Mädchenstimme, „an so arme Kinder, wie wir es sind, denkt der Osterhase nicht, die kennt er gar nicht!“

Die Haustür öffnete sich, zwei dürrtüg gekleidete, kleine Mädchen traten heraus. In den Händchen hielten sie die Frühstückbeutel, und am Arm schleppten sie große Körbe mit Osterkuchen — sie trugen in aller Herrgottsfröhe das Gebäck für den Bäcker aus.

„Wie Mutter noch gesund war, Linchen, da brachte uns der Osterhase immer ein paar Zuckereier, aber jetzt hat er uns ganz vergessen!“ Damit gingen sie vorüber.

O — wie schämte ich mich, daß ich der armen Kinder nicht gedacht, daß ich keine Eier für sie in meiner Kiepe hatte! Aber plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke — die Ostereier der unartigen Hilde! Ja, die sollten die kleinen Mädchen haben. Leise, ganz leise huschte ich durch die warme Backstube in das Schlafzimmer des Bäckers. Der hatte die ganze Nacht Festkuchen gebacken und war erst vor kurzem wieder in die Federn gekrochen. Er schnarchte wie zehn Hasen und schlief wie alle Menschen mit zugemachten Augen. Ich breitete meine Ostereier auf dem Tisch aus und — hops, sprang ich auf sein Bett und flüsterte ihm ins Ohr, die Eier solle er Linchen und Tinchen vom Osterhasen abgeben, denn ich kannte ihre Adresse nicht. Er grunzte bejahend im Traume und drehte sich auf die andere Seite. Ich aber wartete hinter der Haustür, bis Linchen und Tinchen ein paar Stunden später mit glückseligen Augen aus dem Bäckerladen herauskamen.“

Großvater Stumpfsahn verstummte und räusperte sich vor Rührung.

„Kannstest du denn sonst immer die Wohnungen von all den

vielen Kindern, Großväterchen?“ fragte Springinsfeld, der atemlos zugehört hatte.

„Freilich — die waren stets in einem dicken Buch notiert. Einmal aber passierte eine drollige Geschichte.

Willis Eltern waren zu Ostern umgezogen, und der Kleine hatte vergessen, mir seine neue Adresse mitzuteilen. Ich hatte sie in der Schule erfahren. Aber was ich dort noch in Erfahrung gebracht, betrückte mich sehr.

Willi, der faule Junge, war nicht versetzt worden, eine schändliche Osterzensur hatte er mit nach Hause gebracht — nein, der kriegte diesmal keine Eier!

In dem Hause, in dem Willi früher gewohnt, hatte ich gar viel zu tun, in jedem Stockwerk gab es dort Kinder. Und als ich eilig die Treppen hinabspringe, wen treffe ich — Willi! Nanu — was hatte denn der hier noch im Haus zu suchen? Vorsichtig schlich ich hinter ihm her. An seiner früheren Wohnungstür klingelte er.

„Hat der Osterhase hier vielleicht Ostereier abgegeben?“ fragte er ein wenig verlegen, als ihm geöffnet wurde.

„Jawohl“, sagte lächelnd die Frau, „meine Kinder sind eben auf der Suche.“ Jubelndes Hallo erscholl aus den Zimmern.

„Ja — das — das — sind aber meine Ostereier, die gehören — ihnen — ja gar nicht,“ stotterte Willi errötend. „Ja — ganz gewiß, Sie können es mir glauben, der Osterhase hat gedacht, ich wohne noch hier!“

Die Frau lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. „Na, Kleiner, dann komm nur herein,“ sagte sie freundlich, „der Osterhase hat auf jedes Ei den Namen geschrieben, nun schau zu, ob deiner dabei ist.“

Willi suchte und suchte — aber vergebens. Alle Kinder hatten die Hände voll Ostereier, aber für ihn war keins bestimmt. Traurig wollte er wieder davon.

„Hast du denn auch Ostereier verdient, mein Junge?“ hörte ich da die Mutter der Kinder fragen. „Warst du denn auch brav im Hause und fleißig in der Schule?“

Willi senkte schuldbewußt den Kopf.

„Ich will mich ja bessern“, sagte er leise und die Tränen rannen über seine roten Backen.

Da aber stürzten die gutherzigen Kleinen auf ihn zu; in seinen Mantel, in seine Mütze und in die Tasche seiner Höschen taten sie von ihren Ostereiern. Das allerschönste suchte jedes für ihn aus.

Und ich — ich ließ es geschehen, denn ich wußte es, der Willi würde Wort halten und sich bessern.“—

Großvater Stumpfzahn sah gedankenvoll vor sich hin. Alte Zeiten waren wieder lebendig geworden, er dachte an so manche fröhliche Osterreise.

„Weiter, Großvater,“ drängte sein Enkelchen, „erzähle doch weiter!“

„Siehst du, Springinsfeld,“ begann er nach einem Weilchen wieder, nachdem er seine ausgegangene Pfeife in Brand gesetzt hatte, „auf der Erde gibt es Kinder, die sind so arm, daß sie nicht einmal eine Mutter haben.“

„Ach — hat der böse Jäger sie totgeschossen?“ erkundigte sich das Hasenkind teilnehmend.

Großvater schmunzelte — was war der Junge doch aufgeweckt und klug. Aus dem wurde sicher mal was ganz Besonderes!

„Menschen schießt der Jäger nicht, nur uns armen Häschen stellt er nach“, erklärte der Großvater dem Kleinen und fuhr dann fort: „Ein vornehmes, kleines Prinzeßchen war's, in einem herrlichen

Palast lebte es, das kostbarste Spielzeug besaß es, und stattliche Hofdamen und gallonierte Diener folgten ihm auf Schritt und Tritt. Und trotzdem war Prinzgeßchen Gerda ärmer als das Bettelkind, das mit sehnsüchtigen Augen dem glänzenden Galawagen nachschaute, in dem das Prinzgeßchen täglich spazieren fuhr — Prinzessin Gerda hatte keine Mutter!

Der König war mit Regieren beschäftigt, der kümmerte sich wenig um sein Töchterchen. Eine sehr vornehme und steife Hofmeisterin war beständig an des Prinzgeßchens Seite, niemals durfte es fröhlich umherspringen, wie andere Kinder, denn das schickte sich nicht! Niemals durfte es hell und fröhlich lachen und jubeln, denn dann sagte die Hofmeisterin gleich würdevoll: „Aber Königliche Hoheit, das schickt sich doch nicht für ein kleines Prinzgeßchen!“

Prinzgeßchen Gerda aber stampfte mit den Füßchen recht wenig prinzeßinnenhaft auf den Boden und rief weinend: „Ich will auch gar kein Prinzgeßchen sein — ich will einen Schneemann machen, wie die Kinder unten auf der Straße, ich will den Kreisel peitschen, auf dem Spielplatz Sand schippen, und ich will eine Mama haben, wie all die anderen Kinder!“ sie weinte bitterlich. Die Hofdamen aber ringsum machten erstaunte Augen, daß das Prinzgeßchen so wenig königliche Wünsche habe, und die Hofmeisterin rümpfte die Nase: „Fi donc — wie unpassend!“

Und Prinzgeßchen Gerda langweilte sich weiter.

Da kam Ostern heran. Ich hatte alle Hände voll zu tun und auch für das kleine Prinzgeßchen, das mir trotz seiner Pracht und Herrlichkeit von Herzen leid tat, hatte ich ein paar Ostereier in meiner Kiepe.

„Ich möchte auch gern Ostereier suchen“, sagte Prinzgeßchen Gerda verlangend zu einer Hofdame.

Die verneigte sich tief: „Ich werde sofort die kostbarsten Ostereier besorgen lassen und werde den Lakaien den Auftrag erteilen, für Königliche Hoheit zu suchen.“

„Nein“ — rief das Prinzesschen, „die dummen Lakaien sollen nicht für mich suchen, das tue ich selber! Und kostbare Eier mag ich überhaupt nicht, bunte Zuckereier will ich, blaue, rote und grüne, und der Osterhase soll sie mir verstecken!“

Aber die Hofmeisterin schüttelte ihr schön frisiertes Haupt und sprach gemessen: „Ostereier suchen ist ordinär — das ist nichts für Prinzesschen!“

Am nächsten Morgen war Ostersonntag, und da wurde das Prinzesschen vor den Thron des Königs befohlen.

„Gerda,“ sagte der König und strich seinem Töchterlein über die goldenen Locken, „ich habe mich entschlossen, dir eine neue Mutter zu geben und dem Lande eine Königin. Begrüße sie — sie steht neben mir.“

Da machte das Prinzesschen vor der schönen Frauengestalt einen tiefen, zeremoniellen Hofknix, wie sie es von ihrer Hofmeisterin gelernt hatte. Die neue Mutter aber lachte hell heraus, daß sich das kleine Prinzesschen entsetzt umschaute, was wohl ihre Hofmeisterin dazu für ein Gesicht machte.

„Nein — so stehen wir beide nicht miteinander, mein Herzchen“, sagte die künftige Königin immer noch lachend, nahm das kleine Prinzesschen in die Arme und küßte es zum Schrecken aller Hofdamen so herzlich, wie nur eine Mutter ihr Kind küssen kann.

Und des Prinzesschens Augen strahlten.

„Nun sollst du auch die Ostereier suchen, die mir der Osterhase für dich gegeben hat“, meinte die neue Mutter lächelnd. Jauchzend machte sich das Prinzesschen ans Werk. War das eine Lust —

lauter Jubel erscholl durch das sonst so stille Schloß, denn Prinzesschen Gerda war jetzt so glücklich wie all die anderen Kinder — sie hatte eine Mutter und durfte Ostereier suchen!

„Ach, das war schön“, sagte der kleine Springinsfeld tief aufatmend, als der Großvater schwieg.

Großvater Stumpfzahn aber spitzte seine langen Ohren und lauschte angestrengt.

„Junge — Springinsfeld — hör' nur, sie läuten ja schon das liebe Osterfest droben auf der Erde ein. Nun ist bald Nacht, marsch ins Bett — es ist höchste Zeit für solch kleinen Hasenjungen. Und auch ich alter Mann bin von dem vielen Erzählen müde und sehne mich nach Ruhe.“

Großvater und Enkelchen suchten beide ihr Blätterlager auf, still wurde es in der Hasenwohnung. Nur das Herdfeuer knisterte.



Unter dem Hammer.

„Zum ersten — zum zweiten — und zum dritten!“ dröhnend flog der schwere Eisenhammer des Gerichtsvollziehers auf den Tisch. Wieder wanderte ein Stück der lieben, alten Möbel, die zum Teil noch vom Großvater herstammten, in fremde Hände.

Mit brennenden Augen schaute der zwölfjährige Erwin auf die Menschenmenge, die sich auf dem Gutshof angesammelt hatte. Sein schlanker Körper bebte vor verhaltenem Schluchzen, fest hielt er beide Arme um Putti, den zierlichen kleinen Pony, seinen treuesten Freund, geschlungen. Und als ob Putti den tiefen Schmerz seines jungen Herrn verstände, blickte er ihn mit klugen, traurigen Augen an und rieb mitleidig die braune Stirn mit dem weißen Fleck an Erwins Brust.

„Wir müssen uns zusammennehmen, Putti,“ flüsterte der Knabe seinem Pony ins Ohr, „wir dürfen es Vater nicht noch schwerer machen, sieh nur, wie elend und gebeugt er aussieht — und jetzt — er fährt sich mit der Hand über die Augen — Putti — ich glaube gar, der Vater weint!“

Seit Mutters Tode vor vielen Jahre hatte Erwin seinen Vater nicht mehr weinen sehen. Das Herz des durch Unglück früh gereiften Knaben krampfte sich zusammen, als er den leeren, trostlosen Blick

gewahrte, mit dem der sonst so starke Vater ein Stück nach dem andern seiner Habe in alle vier Winde wandern sah.

„Die bösen — bösen Menschen,“ murmelte Erwin, „sieh nur, Putti, jetzt nehmen sie die alte Standuhr vom Großvater, auf die Vater so stolz gewesen, und nun“ — sein Atem stockte — „Mutters Brautbild, das große Ölgemälde — nein, das dürft ihr nicht nehmen!“ schrie er außer sich und stürzte zum Versteigerungstisch.



Aber rohe Hände schoben den schwächtigen Knaben zurück, und eine barsche Stimme sagte: „Marsch — hier hast du nichts mehr zu suchen!“ Da schlich sich Erwin wieder auf die Seite zu seinem Pony. Und mit ohnmächtig geballten Fäusten schaute er zu, wie ein Bäuerlein den dick gespickten Beutel zog und fünf blanke Talerstücke für die alte Standuhr auf den Tisch zählte, während ein Trödler das große Brautbild der verstorbenen Mutter auf seinen armseligen Karren lud.

„Dich dürfen sie nicht nehmen, Putti, nicht wahr, du gehst mit mir?“ flüsterte der Knabe verzweifelt. Putti spitzte die Ohren und wieherte hell.

Da stand der Vater hinter Erwin.

„Nun mußt du — deinem Pony Lebewohl sagen, mein Junge,“ sprach er mit stockender Stimme, „du kannst ihn nicht behalten — es hilft nichts — er muß mit verkauft werden.“

Und Erwin, der noch eben so trotzig aufbegehrt, biß tapfer die Zähne zusammen, als er das müde, graubleiche Gesicht des Vaters sah, und neigte sich zu seinem Pony herab. Zum letzten Male streichelte er Puttis glänzendes Fell — „ich kaufe dich bestimmt zurück, mein Liebling“, sprach er mit tränenerstickter Stimme. Dann kam ein Knecht, nahm Putti an den Zügel und führte ihn vor.

„Komm', Erwin,“ sprach der Vater weich, der seinem Sohne den Schmerz, sein Pferdchen in fremden Händen zu sehen, ersparen wollte, „komm, mein Junge, wir wollen gehen.“

Aber Erwin rührte sich nicht von der Stelle.

Mit starren Blicken sah er, daß fremde Menschen Putti befühlten und begutachteten — wie jämmerlich der kleine Pony zu ihm zurückblickte — und dann — Erwin zuckte jäh zusammen, der unbarmherzige Hammer fiel dreimal dröhnend auf den Tisch — Putti war verkauft. Ein dicker Schlächtermeister spannte ihn zu seinem Grauschimmel vor den Wagen, die Peitsche knallte, und rasselnd fuhr er davon zur Stadt.

Der Vater aber nahm Erwin an die Hand und ging noch einmal mit ihm durch das leere Haus und über die heimatliche Scholle. Glückliche Jahre hatte er hier verlebt, er hatte gearbeitet und sich geplagt vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber unredliche Beamte, denen er zuviel Vertrauen geschenkt, hatten ihn um die Frucht seiner Arbeit gebracht. Der Ertrag seiner Felder war in die Tasche seines unehrlichen Inspektors gewandert, und heute mußte er als Bettler für immer der Heimat den Rücken kehren.

Langsam und stumm schritten Vater und Sohn die graue Landstraße entlang in die ungewisse Zukunft hinein. Keiner von ihnen sah sich mehr um. Erwin aber erblickte in der Ferne vor sich eine dichte Staubwolke — das mußte Putti sein! Und wieder ballte der Knabe seine kleinen Hände — „ich kaufe dich zurück, Putti!“ stieß er leidenschaftlich zwischen den Zähnen hervor — und dann war die Staubwolke plötzlich seinen Blicken entschwunden.

* * *

Zwanzig Jahre sind seit jenem Tage vergangen. Längst hat Erwin sein Versprechen, das er damals dem kleinen Pony gegeben, in dem wilden Kampf ums tägliche Brot vergessen. Der Vater konnte den schweren Schlag nicht verwinden, er starb nach einigen Wochen und ließ Erwin heimat- und mittellos zurück. Der einst so verwöhnte Knabe mußte eine Stelle als Laufbursche annehmen, aber bald wurde der Herr des Geschäftes auf den klugen und fleißigen Jungen aufmerksam. Er nahm ihn ins Kontor, und nun stieg Erwin von Stufe zu Stufe. Und heute war er selbst der reiche Besitzer jenes Handelshauses. Er hatte die Tochter seines ehemaligen Herrn geheiratet, und sein kleiner Sohn Hans riß verwundert die blauen Augen auf, wenn der Vater ihm erzählte, wie er einst beim Großvater Düten geklebt und Defen geheizt habe.

Auch heute mußte der Vater seinem Söhnchen beim täglichen Spaziergange wieder von vergangenen Zeiten erzählen, plötzlich aber machte sich Hans von des Vaters Hand los.

„Ein Karussell — ein Karussell —“ jubelte er, „lieber Vater, ach bitte, laß mich doch einmal herumreiten,“ und der Vater gab seine Einwilligung.

Bei — war das eine Lust, bei fröhlicher Musik ging es jauchzend im Kreise herum, ein altes steifbeiniges Pferdchen zog das Karussell.

„Sier, Hans, hast du Zucker,“ sagte der Vater lächelnd und hob den Kleinen wieder herab, „gib ihn dem Pferdchen zum Dank für seine Mühe.“

Hans nahm den Zucker, doch als der Pony schnuppernd seine Hand berührte, zog er dieselbe ängstlich wieder zurück.

„Sasensfuß“, lachte der Vater, nahm den Zucker und hielt ihn selbst dem Pony hin.

Aber siehe da — das Pferdchen schnupperte, nahm den Zucker nicht, stieß ein helles Freudengewieher aus und rieb den braunen Kopf zärtlich an Erwins Arm. Da wurde dieser aufmerksam — er stuzte — er strich dem Pferdchen die braune Ponymähne zurück — ein weißer Fleck zeichnete sich auf der dunklen Stirn ab!

Ach, was machte der kleine Hans für große Augen, als der Vater freudig „Putti“ rief, und der treue Pony, der seinen einstigen Herrn erkannt hatte, wieder laut zu wiehern begann.

„Ich kaufe dich zurück, Putti,“ sprach Erwin sinnend vor sich hin, „ja, was der Knabe einst versprochen, wird der Mann erfüllen.“

Und zu Hänschens Jubel führte man den alten Pony, der auf dem linken Hinterfuß lahnte, zu der schönen Villa vor der Stadt, die sie bewohnten. Unterwegs aber erzählte Erwin seinem Kleinen von dem furchtbaren Tage, an dem er und sein Vater von Haus und Hof mußten. Wie man ihnen alle Sachen, die große Standuhr des Großvaters, das Brautbild der Mutter und zuletzt auch Putti, seinen lieben Pony, unter dem Hammer verkauft habe. Hans lauschte mit heißen Backen der Erzählung des Vaters.

Draußen auf der sonnigen Wiese hinter dem Garten ließ man Putti das schöne, frische Gras abfressen, und Hänschen saß dabei

und schaute Putti nachdenklich zu. Er dachte an die traurige Geschichte, die der Vater ihm heute erzählt hatte — da fielen ihm mit einem Male die Augen zu. —

Und plötzlich sah er, wie Putti das fette Gras stehen ließ, zu ihm herangehumpelt kam, tief aufseufzte und zu sprechen anhub:

„Ja — ja — das war ein böser Tag damals, Hänschen, als dein Vater und ich Abschied voneinander nehmen mußten, als der dicke Schlächter mich mit Hü und Hott von dem schönen Gutshof in die Stadt trieb. Ach — und der Grauschimmel, mit dem ich zusammengespannt wurde, war ganz und gar keine passende Gesellschaft für mich. Ich war nur an vornehme Reitpferde gewöhnt, um ungebildete Acker- und Zugpferde hatte ich mich nie gekümmert. Jetzt aber mußte ich, kleiner Pony, jeden Morgen den schweren Schlächterwagen ziehen und das Fleisch zu den Kunden hinfahren. Ach, wenn das mein Freund Erwin wüßte! — habe ich da manch liebes Mal geseufzt.“

Am einem grauen Novembertag war's, dichter Nebel verhüllte alles auf den Straßen, da hielt ich an einem großen Torweg. Der Schlächtergeselle lieferte im Hause das Fleisch ab, der Wagen stand unbewacht. Plötzlich hörte ich im Torweg ein leises Flüstern, ich spitzte meine Ohren.

„Ach, Karl, tu's nicht — um Himmels willen tu's nicht — es ist Sünde!“ Das war die flehentliche Stimme eines kleinen Mädchens.

Und dann eine Knabenstimme: „Ach was, Sünde — Sünde ist es, die Mutter fast verhungern zu sehen; der Arzt sagt, sie muß kräftiges Fleisch essen, kaufen können wir keins, da muß ich es eben stehlen!“

Ich schrak zusammen — stehlen wollte der böse Junge!

„Gib acht, Annchen, daß keiner kommt,“ hörte ich ihn aufgeregter flüstern, „es ist ja so neblig, es sieht mich keiner!“

„Doch — Gott sieht dich,“ schluchzte die Kleine, „tu's nicht, gute Menschen werden helfen.“

Aber schon sah ich, wie ein zerlumpfter Junge aus dem Torweg herausprang, und eins, zwei, drei an meinem Wagen emporklettern wollte.

Das konnte ich nicht mit ansehen — nein — der Junge sollte nicht zum Diebe werden! Ich machte einen wilden Sprung und riß den Wagen zur Seite, daß ein Rad zerbrach. Der herzu-eilende Schlächtergeselle ließ roh die Peitsche um meine Ohren sausen, ich aber fühlte die Stöße nicht, hatte ich doch das frohe Bewußtsein, einen Menschen vor einer bösen Tat bewahrt zu haben.

Bald danach kam ich fort, ein Zirkusbesitzer, der bei meinem Herrn kaufte, fand mich so schön, daß er mich für seinen Zirkus erwarb. Ja freilich, das war ein anderes Leben! Blitzblank wurde ich jetzt gehalten, rote Tücher mit goldenen Fransen schmückten mich, und schön gepuzte Kinder jubelten im Zuschauerraum, wenn ich abends bei Lichterglanz in die Reitbahn trabte. Auf meinem Rücken stand in kurzem Flitterkleidchen Lizzie, die kleinste Reiterin der Welt, warf lachend Kufhändchen in das Publikum und machte graziös ihre Kunststücke. Ach — die beifallklatschenden Kinder wußten ja nicht, wie sehr die kleine Lizzie jeden Vormittag bei den Proben gequält wurde. Wie unbarmherzig der Direktor seine Reitpeitsche auf die nackten Schultern und Aermchen der bitterlich weinenden Kleinen herabsausen ließ.

Ich aber wußte es, und ich sah auch, wie der lustige Clown, der immer neue Lachstürme durch seine drolligen Späße hervorrief, zum Gaudium des Publikums auf den Händen aus der Bahn lief, und einen schnellen, verzweifelten Blick hinten in den kleinen Raum warf, in dem sein Weib schwer fiebernd daniederlag. Ich konnte

dieses glänzende Elend, das sich hinter dem funkelnden Flittertand verbarg, nicht lange mitansehen, denn ich habe ein weiches Gemüt. Ich magerte zusehends ab, und schließlich verkaufte man mich mit einem Trupp Kollegen als Lasttier in die Berge.

Su — jetzt kam eine böse Zeit!

Jeden Morgen schnallte mir mein neuer Herr, ein fünfzehnjähriger, barfüßiger Junge, einen schweren Holzbügel um. Daran hing er große, flache Körbe, die waren mit Lebensmitteln gefüllt, und dann trieb er mich die steinigen Pfade zu den Unterkunftshütten droben auf den Bergen empor.

Ach — da hab' ich gar oft geächzt und gestöhnt, wenn der Aufstieg gar so steil ging. Aber das Schlimmste war, wenn ich als Reittier vermietet wurde, und die dicken Herren und Damen zur Höhe schleppen mußte, denen das Steigen zu beschwerlich war. Daher habe ich wohl auch meine Kurzatmigkeit zurückbehalten.

Manch Schönes aber habe ich auch auf meinen Wanderungen geschaut. Weite, blühende Täler mit lustigen Dörfchen, silberhellen Bächlein, fruchtbaren Feldern und rauschenden Waldungen, und viele frohe, singende Menschen habe ich durch die schöne Gottesnatur wandern sehen.

Und denke nur, Hänschen, eines Tages band mich mein Herr an einer Dorfschenke draußen an das Fensterkreuz fest, und als ich in die Wirtsstube lugte, wen sah ich da? Die alte Standuhr von deinem Großvater, die damals mit mir zusammen unter den Hammer gekommen, ich hatte sie gleich an ihrem schwermütigen Klange erkannt. Sie sah recht heruntergekommen aus, wie würdige, alte Dame. Sie war viel in der Welt herumgestoßen worden. Doch gerade, als sie mir ihre Erlebnisse erzählen wollte, wurde ich losgemacht, und mein Herr trieb mich davon. Da hatte die Wiedersehensfreude ein schnelles

Ende. Und noch jemand aus meiner ersten Jugendzeit auf dem Gutshof deines Großvaters traf ich viele Jahre später, als ich betagter, abgetriebener Pony schließlich nur noch gut dazu war, einen Lumpenkarren zu ziehen. Altersschwach und häßlich war ich inzwischen geworden, aber ich fühlte mich doch in der ständigen Gesellschaft von Lumpen nicht wohl, trotzdem viele von ihnen gar vornehmer Abkunft waren.

Eines Tages hielt ich vor dem Keller eines Trödlers, wo man schmutziges Papier auf meinen Karren lud. Und plötzlich erblickte ich durch die Türspalte in einer Kellernische ein bekanntes Bild, ein großes Delgemälde. Ich zerbrach mir den Kopf, wo ich daselbe schon einmal gesehen. Schließlich fand ich es — es war das Brautbild deiner Großmutter, Hänschen, das damals mit mir zusammen versteigert wurde. Ich wollte mich gern bemerkbar machen, aber es schien mit dem zunehmenden Alter schwerhörig geworden zu sein, es verstand mich nicht, so laut ich auch schrie. Ich aber wurde durch das alte Bild wieder an meine einstige Jugendzeit erinnert, und ich begann mich meiner unwürdigen Beschäftigung zu schämen.

In der Nacht lief ich meinem Herrn davon, irrte viele Tage auf Wiesen und Felder umher, und schließlich fand mich eine herumziehende Truppe. Die spannte mich vor ihr Karussell. Da mußte ich alter, lahmer Gaul bei lustiger Musik unaufhörlich im Kreise herumtraben, daß mir ganz schwindlig davon im Kopfe wurde.

Und das übrige weißt du, Hänschen.

Ach, ich habe es nicht gehofft, daß mir noch einmal solch ein glücklicher Lebensabend beschieden sein würde!“ — — —

Putti verstummte — und Hänschen rieb sich verschlafen die Augen.

Dann aber sprang er empor, klopfte zärtlich Puttis Hals und eilte spornstreichs zum Vater.

„Vater,“ schrie er schon von weitem, „denke dir, Putti hat mir eben seine Lebensgeschichte erzählt. Ach, was hat der alles erlebt, und die alte Standuhr und das Brautbild deiner Mutter hat er auch gesehen und — — —“

„Junge —“ unterbrach ihn der Vater lachend und strich dem Kleinen die blonden Haare aus der heißen Stirn, „Junge — Hans — du hast geträumt, am hellen lichten Nachmittag bist du eingeschlafen, solch ein kleiner Faulpelz!“

Hans aber schüttelte den Kopf, er wußte, was er wußte. Putti selbst hatte ihm ganz bestimmt seine Geschichte erzählt.

Eifrig spähte der Kleine von nun an in jede Dorfschenke und in jeden Trödelkeller. Aber die alte Standuhr und Großmutter's Brautbild, das einst mit Putti unter den Hammer gekommen, hat er niemals entdeckt — und Putti verriet nichts mehr!



Der Kakaobaum.

Liselotte saß vor ihrer Tasse und schnitt ein Gesicht. Sie schnupperte wie ein Hündchen an dem bräunlichen Getränk und legte dann mit plötzlichem Widerwillen den Löffel hin.

„Kind,“ sprach die Mutter streng, die das unartige Gebaren des Töchterchens beobachtet hatte, „nimm die Tasse und trink deinen Kakao. Alle Kinder mögen Kakao gern, nur mit dir habe ich jeden Abend den gleichen Uerger.“

Liselotte rührte langsam in der Tasse herum.

Sie blickte auf die dicke Haut, die sich allmählich auf dem Abendtrank bildete und rümpfte das Näschen.

Nein — sie konnte das gräßliche Zeug nicht trinken — sie mochte es zu ungerne!

„Wenn du deinen Kakao nicht trinkst, Liselotte, dann wächst dir ein Kakaobaum aus dem Magen heraus“, drohte die Mutter.

Das kleine Mädchen lachte. Die Sache kam ihr spaßig vor. Aber als sie sah, daß die Mutter ein sehr ernstes Gesicht machte, wurde es ihr doch nicht so recht geheuer.

Sie griff nach dem Löffel, kniff die Augen zu, als ob sie Medizin nehmen sollte, und schob ganz geschwind einen Teelöffel voll in den Mund.

Brrr — schmeckte das gräßlich — Liselotte würgte und würgte. Mehr konnte sie wirklich nicht davon trinken, Mutter würde ihr schon etwas anderes zum Abendbrot geben.

Aber Mutter blieb fest.

„Trinkst du deinen Kakaos nicht, mußt du hungrig zu Bette gehen, und außerdem — denk an den Kakaobaum!“ warnte sie.

Ach was — der dumme Kakaobaum — Mutter wollte ihr gewiß nur Angst machen, versuchte Liselotte das unruhige Pochen ihres Herzens zu beschwichtigen.

Mit hungrigem Magen lag sie im Bett und fühlte alle Augenblick nach, ob der Kakaobaum auch bloß noch nicht wachse.

Aber schließlich fielen ihr doch vor Müdigkeit, trotz ihrer Furcht, die Augen zu. — — —

O Jammer — am andern Morgen, da schaute ein winzig grünes Zweiglein aus ihrem Nachtrock hervor. Weinend riß und zerrte Liselotte daran, so weh es auch tat — vergebens, das Zweiglein saß fest.

Da schlich sich das kleine Mädchen heimlich an Mutters Nähstisch, nahm die Schere und schnipp — schnapp — schnitt sie das Zweiglein herunter.

Surra — nun war sie den Kakaobaum los — mit leichtem Herzen machte sich Liselotte auf den Weg zur Schule.

Dachte denn das kleine dumme Mädel gar nicht daran, daß ja die Wurzel noch im Magen stecken geblieben?

Nein — mit Seelenruhe saß sie in der Rechenstunde und schrieb gerade das Einmaleins mit der Fünf nieder, als sie ein merkwürdiges Jucken in der Magenegend verspürte.

Ei — schon wieder Hunger — sie hatte doch soeben erst ihr Frühstücksbrot verzehrt.

Aber das Zucken wurde stärker, jetzt begann der Magen ärgerlich zu knurren, so laut, daß die Lehrerin zum Fenster lief, ob es draußen gewittere.

Liselotte aber schielte entsetzt auf ihre Matrosenbluse herab. Da steckte ein winziges Zweiglein sein Köpfchen fürwischig aus dem obersten Knopfloch heraus — o Schrecken — der Kakaobaum fing wieder an zu wachsen.

Und ob das kleine Mädchen auch die Hände auf das Zweiglein preßte — es wuchs und wuchs mit unheimlicher Geschwindigkeit. Schon streckte es seine spitzen grünen Blätter durch Liselottes Finger hindurch — jetzt reichte es ihr bis zum Mund, jetzt stieß sie mit dem Näschen dagegen, und nun wölbte er sich wie ein niedlicher grüner Hut über ihren blonden Krauskopf.

Die Schulkinder ringsum aber rückten von Liselotte ab, sahen mit scheuen Augen auf sie und flüsternten: „Die hat ihren Kakao nicht getrunken — der wächst ein Kakaobaum aus dem Magen!

Und als das kleine Mädchen die Mappe auf den Rücken schnallen wollte, stieß sie überall gegen ein Zweiglein, nach allen Seiten hin streckte der gräßliche Kakaobaum seine Äste. So groß war er jetzt schon geworden, daß Liselotte wie unter einem Regenschirm die Straßen entlangjagte. Denn überall blieben die Leute stehen und wiesen mit Fingern auf sie.

Daher aber saß die Mutter und weinte, daß ihr Kind für immer mit einem Baum herumlaufen mußte.

Am Abend ließ Liselotte wieder ihren Kakao stehen. Nun war ja der Baum doch schon einmal gewachsen, nun kam es ja schon nicht mehr darauf an. Als aber das Bäumchen sah, daß Liselotte ihren Kakao nicht trinken mochte, da reckte es seine Zweige und

wuchs und wuchs, daß es wie eine große Laube seine Äste über sie breitete.

Liselotte wurde ganz müde von der schweren Last, die auf ihren kleinen Magen drückte. Sie wollte sich ins Bett legen, doch — o weh — der Kakaobaum war zu groß geworden — er stieß mit dem grünen Wipfel gegen die Zimmerdecke.

So mußte Liselotte auf der harten Erde schlafen.

Und noch immer hörte der Kakaobaum nicht mit Wachsen auf.

Am nächsten Morgen, da war auch das Häuschen, in dem Liselotte wohnte, für ihn zu klein geworden. Das arme Kind mußte fort von Vater und Mutter, sonst hätte der böse Kakaobaum das ganze Häuschen umgerissen.

Ach — wo sollte sie nun hin?

Selbst die Kirchentür war nicht hoch genug für ihren Baum — weinend lief sie in den Wald.

Die Bäume wenigstens würden sie nicht auslachen, wie die bösen Menschen in der Stadt, hier im großen, fremden Walde war sie jetzt zu Hause.

Sie stellte sich mitten unter dunkelgrüne Tannen und lichte Eichenbäume und sagte freundlich: „Guten Tag, meine Herrschaften, darf ich bei Ihnen bleiben?“

Aber die Tannen rafften ihr Nadelkleid zusammen und zogen sich hochmütig zurück, und die Eichen flüsterten:

„Wer nicht trinkt den Kakao fein,
Der darf hier in den Wald nicht rein!“

„Aber wo soll ich denn bloß hin?“ jammerte Liselotte, „wenn ihr mich sogar verstoßt. Es dunkelt schon, wenigstens diese Nacht laßt mich hier bleiben.“

Die Bäume des Waldes nickten zustimmend mit dem grünen Haupt.

So legte sich Liselotte unter ihren Kakaobaum zum Schlummer nieder, sprach ihr Nachtgebet und horchte ängstlich, ob auch keine wilden Tiere kämen.

Da — was war das — ein leises Knacken in den Zweigen ihres Baumes. Liselotte blinzelte herzklopfend, was das wohl für ein Ungetüm wäre.

Vorläufig konnte sie bei den zittrigen Mondstrahlen nur einen langen, rötlichen Schweif erkennen. Lieber Gott, sollte am Ende ein Löwe in ihren Kakaobaum gesprungen sein?

Nein — das kleine Mädchen atmete auf — es war nur ein harmloses Eichhörnchen, das bescheiden an die Rinde ihres Kakaobaumes pochte. „Was wünschen Sie?“ fragte Liselotte schläfrig.

„Entschuldigen Sie, liebes Fräulein“ — Liselotte wurde ganz munter als man sie „Sie“ und „Fräulein“ anredete — „ich bin ein armer wandernder Handwerksbursche und habe mich im Walde verirrt. Das Gasthaus zur grünen Tanne und der Eichenkrug sind bereits geschlossen, würden Sie mir nicht in Ihrem Baum Nachtquartier geben?“

Liselotte war froh, daß sich jemand an sie heranwagte und nicht wie alle andern vor ihrem Kakaobaum Reißaus nahm, so sagte sie höflich: „Bitte schön, machen Sie sich's nur bequem, aber nehmen Sie sich in acht, daß Sie sich nicht an den spitzen Blättern stechen.“

Das Eichhörnchen dankte, und bald schnarchte es mit Liselotte um die Wette.

Früh am andern Morgen, als die Lerche den ganzen Wald weckte, schlug auch Liselotte die Augen auf.

Mußte sie denn heute nicht erst um neun in die Schule — ach Gott, sie war ja nicht daheim, sie lag ja im fremden Wald mit einem großen Kakaobaum auf dem Magen — ihr ganzes Elend stand ihr wieder vor Augen. Große Tränen rannen ihr die Backen herab. Da fühlte sie plötzlich etwas Weiches am Gesicht, das war, wie wenn die Mutter daheim ihrem Liebling zärtlich die Tränen trocknete.

Überrascht blickte Liselotte auf.

Das Eichhörnchen war von Ast zu Ast gesprungen, den glatten Baumstamm hinuntergerutscht und wischte ihr jetzt mit seinem langen Puschelschwanz mitleidig die Tränen von den Wangen.

„Warum weinen Sie, liebes Fräulein?“ fragte es teilnehmend.

Da erzählte ihm Liselotte stoßend ihre Geschichte.

„Jetzt wird es mich wohl auch verachten und vor mir davonlaufen“, dachte die Kleine betrübt.

Aber das Eichhörnchen blieb zutraulich sitzen und blickte mit klugen Augen auf das weinende Kind.

„Wie gern wollte ich jetzt meinen Kakaos trinken,“ schloß Liselotte traurig ihre Erzählung, „wenn ich nur den alten Baum wieder los werden könnte.“

Das Eichhörnchen überlegte.

„Ich bin auf meiner Wanderschaft viel herumgekommen, da hörte ich auch einmal von einem Land, das weit weg über dem großen Meer liegen soll. „Kakaoland“ ist es geheißen, dort wachsen die Kakaobäume, sicherlich stammt auch der Ihrige dort her. Sie müssen das Kakaoland suchen, liebes Fräulein, vielleicht können Sie Ihren Baum dort lassen.“

Liselotte machte ein bestürztes Gesicht und verzog schon wieder weinerlich den Mund.

„Was — ganz allein soll ich über das große Meer in das fremde Land reisen — nein — das kann ich nicht — ich bin ja erst sieben Jahre alt.“

„Nun — nun —“ lächelte das Eichhörnchen, „sieben Jahr, das ist schon ein ganz hübsches Alter, wenigstens für ein Eichhörnchen. Aber weil Sie mir so freundlich heute nacht Obdach gegeben haben, will ich Ihnen das Kataoland suchen helfen. Mir ist es ja gleich, wohin ich wandere.“

Eiselottens Augen begannen wieder heller zu blicken.

„Oh — das ist lieb von Ihnen, daß Sie mir Gesellschaft leisten wollen, nun fühle ich mich gar nicht mehr so einsam. Klettern Sie gefälligst in den Wipfel meines Kataobaumes, da können Sie am besten Umschau halten, und sagen Sie mir, wo ich lang gehen soll. Ich trage Sie gern auch noch.“

„Das sollen Sie nicht, liebes Fräulein,“ wehrte das Eichhörnchen, „der große Baum ist gerade schwer genug für solch kleines Dämchen. Ich will Ihnen schon voranspringen. Aber ehe wir uns auf die Reise machen, schlage ich, da wir doch nun mal Wandergenossen sind, Brüderschaft vor. Ich heiße „Knabbermäulchen“, und du?“

„Eiselotte“ — sagte das kleine Mädchen, heimlich froh, daß man sie wieder „du“ anredete, denn sie hatte sich doch ein bißchen vor den Tannen und Eichen ringsum geniert.

Die sahen Eiselottens und Knabbermäulchens Ausbruch mit neugierigen Augen zu. Leise wisperten sie hinter den beiden her:

„Ob der Weg auch schwer und weit,
Werd' die Mühe dir nicht leid,
Hast's Kataoland gefunden,
Ist der böse Baum geschwunden!“

Da machte sich Liselotte mit hoffnungsfrohen Augen auf den Weg. Und vor ihr sprang in großen Sätzen Knabbermäulchen und sah sich alle Augenblicke nach seiner kleinen Gefährtin um.

Aber bald wurden Liselottes Schritte kleiner und kleiner. Auf ihren leeren Magen drückte der Baum so schwer, daß sie ihn kaum noch schleppen konnte. Erschöpft sank sie zu Boden.

„Ich kann nicht mehr weiter — der Baum ist zu schwer, und ich bin so hungrig — ach — ich werde elendig verhungern!“ weinte sie.

Knabbermäulchen war schon an ihrer Seite.

„Gleich sollst du eine Tasse Kakao bekommen, Liselotte“, sprach es. Fein säuberlich band es sich ein großes Farrenblatt als Schürze vor und pflückte dann geschickt mit den Pfoten die länglichen Kakaofrüchte vom Baum.

Knacks — da biß es die gurkenartige Schale mit den spitzen Zähnen durch und förderte die darin enthaltenen Kakaobohnen ans Tageslicht. Mit einem Baumzweiglein zerstampfte Knabbermäulchen die Kakaobohnen in der Schale, die gab einen prächtigen Trinkbecher. Nun noch Wasser vom nahen Bächlein geschöpft, und Liselottes Frühstückstrunk war fertig.

Verleckt goß sie den Kakao hinunter, er war zwar lange nicht so gut wie der, den Mutter daheim kochte, schrecklich bitter war er, aber Liselotte meinte, niemals etwas so Schönes getrunken zu haben.

Erquickt dankte sie Knabbermäulchen, dem kleinen Koch.

„Jetzt werde ich wohl weiterwandern können“, meinte sie, sich mühsam erhebend.

Aber Knabbermäulchen hielt sie zurück.

„Das leide ich nicht, daß du so erschöpft den schweren Baum trägst, der Weg ist noch lang, wir müssen anderen Rat ausfindig machen“, sprach das gute Eichhörnchen.

Plötzlich machte es vor Freude einen Satz, höher als Eiselottens Kakaobaum.

„So geht's — ich hab's — warte, Eiselotte“ — Knabbermäulchen stieß einen eigentümlichen Pfiff aus.

Da begann es sich rings in den grünen Baumwipfeln zu regen, Äste knarrten, Zweige knackten und Blätter raschelten, hops — von allen Seiten kamen sie herbeigeeilt, die kleinen Eichhörnchen des großen Waldes, viele hunderte.

Eilte herbei
Auf deinen Schrei
Der Eichhörnchen Schar —
Wo drohet Gefahr?“

so fragten sie eifrig.

Knabbermäulchen wies auf Eiselotte, die mit großen Augen die vielen rostbraunen Gesellen betrachtete.

„Hier meiner kleinen Reisekameradin galt das Notsignal, wenn wir ihr nicht helfen, findet sie nimmer das Kakaoland oder erliegt der Erschöpfung. Flugs angepackt, meine Freunde, legt den Kakaobaum um.“

Da sprangen hunderte von Eichhörnchen in Eiselottens Baum und hingen sich daran mit vereinten Kräften.

Bums — lag der Baum auf der Erde und Eiselotte auf dem Näschen.

„Ja — Eiselotte, das hilft nun nichts, auf dem Bauch mußt du liegen, weil doch der Kakaobaum aus deinem Magen gewachsen ist. Aber wenigstens brauchst du ihn nicht mehr zu schleppen. Halte dich fest an seiner Rinde.“ Knabbermäulchen band je ein Eichhörnchen an einen Zweig des Baumes, schwang sich als Rutscher obenauf, und — hui — ging die Reise los.

Die Eichhörnchen zogen den Rakaobaum mit Liselotte über den weichen Moosteppich — bergauf und bergab — viele Tage lang. Das war eine lustige Fahrt mit den munteren, beweglichen Pferdchen.

Aber plötzlich standen die vordersten still. Knabbermäulchen knallte mit seiner Gertenpeitsche, doch der Rakaobaumwagen bewegte sich nicht. Da sprang Knabbermäulchen vom Bock, um zu sehen, was es denn gäbe.

„Wir kommen nicht weiter,“ meldete ein Eichhörnchen, „ein großes Wasser liegt vor, keins von uns wagt sich da hinein.“

Richtig — ein großes Wasser mit haus hohen Wellen dehnte sich vor ihnen. Wasser, wohin sie auch blickten — sie standen am Meer.

Knabbermäulchen kratzte sich bedenklich mit der linken Pfote den Kopf.

Jetzt war guter Rat teuer.

Wie brachte er Liselotte mit ihrem Rakaobaum da hinüber? Denn hinüber mußten sie, waren sie so weit gewandert, wollten sie auch das Rakaoland finden.

Da kam eines der Eichhörnchen, das besonders flug ausschaute und eine Brille auf der Nase trug — es war Professor an der Baumschule — auf eine gute Idee.

Die Eichhörnchen-Pferdchen wurden ausgespannt und der Rakaobaum mit vieler Mühe, Nützen und Stöhnen auf den Kopf gestellt, daß seine Krone auf der Erde lag. Liselotte schrie laut auf — sie schwebte plötzlich hoch oben in der Luft an der Wurzel des Baumes und klammerte sich ängstlich an seinen Stamm.

Knabbermäulchen aber sprang in das grüne Geäst, das war wie ein kleines Schifflein anzusehen, ergriff zwei kräftige Äste als Ruder und — „ohio — ohio“ riefen seine kleinen Freunde und stießen das

Rakaobaumschifflein hinaus in die blauen Fluten. Gleich einem stattlichen Mastbaum ragte der Stamm in die Luft, und oben wie in einem Mastkorb hing die verängstigte Liselotte.

„Fahr' getrost nur übers Meer,
Dir winkt frohe Wiederkehr,
Find'st du das Rakaoland,
Wird getilget Schimpf und Schand'!“

so riefen die Eichhörnchen hinter ihr her und ließen ihre langen Puschelchwänze wie Taschentücher in der Luft wehen.

Knabbermäulchen aber steuerte geschickt durch die wilde Brandung. Der weiße Wellenschaum spritzte ihm ins Gesicht, aber das focht es nicht an.

Und die Fischlein auf ihrer Bahn hoben erstaunt die Köpfe aus dem Meer und glockten, stumm vor Verwunderung, dem merkwürdigen Schiff nach.

Da fing Liselotte auf einmal ganz entsetzlich an zu brüllen. Knabbermäulchen hob erschreckt den Kopf.

„Ein Haifisch — ein riesiger Haifisch“, so schrie sie und wies mit dem Finger auf ein großes Ungetüm, das wie ein Pfeil durch die Wogen auf sie zuschoß.

„Sieh nur, wie er das gewaltige Maul aufreißt — er will uns fressen — er frißt uns —“ Liselotte schwanden die Sinne.

Auch Knabbermäulchen gab sich und seine kleine Gefährtin verloren. Jeden Augenblick erwarteten sie, daß der Riesenhaifisch sie verschlingen werde — jetzt war er dicht vor ihnen — hu — wie seine gräßlichen Zähne drohten — da — bekam das Fahrzeug mit einemmal einen fürchterlichen Stoß.

Liselotte und Knabbermäulchen rissen entsetzt die Augen auf — befanden sie sich bereits im Magen des Haifisches?

Nein — sie trieben noch auf hoher See — und in den dichten Zweigen des Rakaobaums hing fest verstrickt das gräßliche Untier. Es war mit zu großer Gewalt gegen das Baumschifflein geprallt und konnte jetzt nicht wieder los. Wütend schwamm es mit seinen mächtigen Flossen durch die tobenden Wellen und zog das Schifflein mit Liselotte und Knabbermäulchen hinter sich her.

Selig klatschte Liselotte in die Hände, und Knabbermäulchen vollführte einen Freudensprung bis zu ihr hinauf, denn jetzt brauchte es nicht mehr zu rudern.

Der Haifisch zog das Schifflein pfeilgeschwind durch die Wogen, daß ihnen Sehen und Hören verging.

Er schwamm mit ihnen, bis man in der Ferne Land schimmern sah. Da riß er sich so ungestüm von den fesselnden Zweigen los, daß er das Schifflein mit seinen Inassen an den Strand schleuderte. Liselotte hatte sich zwar das Knie aufgeschlagen, und Knabbermäulchen sich das rechte Ohr etwas gequetscht, aber was schadete das — sie hatten doch jetzt wieder festen Boden unter den Füßen. Neugierig hielten sie Umschau.

Da standen viele tausende von Bäumen, die schauten geradeso aus wie Liselottens Rakaobaum, freundlich neigten sich ihre Wipfel den Ankömmlingen zu.

In den Zweigen aber sprangen merkwürdige Wesen auf und nieder, halb sahen sie aus wie Menschen und halb wie Eichhörnchen.

„Das sind ja Affen — richtige Affen wie im Zoologischen Garten“, rief Liselotte, als sie an Knabbermäulchens Pfote den merkwürdigen Bewohnern näher kam.

Da sprang auch schon ein Affe in blauer Schutzmantelstracht von seinem Baum herab und mit einem Satz an Liselottens Rakaobaum empor. Dort oben machte er eine höfliche Verbeugung und sprach:

„Als Wächter vom Rakaoland
 Bewach' ich viele Jahr den Strand,
 Was ihr auch seid — Mensch oder Tier —
 Sagt an — was wollt ihr bei uns hier?“

Liselotte und Knabbermäulchen aber antworteten nicht. Die fielen sich erst beide um den Hals aus Freude, daß sie das Rakaoland endlich gefunden.

Dann aber sagte Liselotte beherzt: „Ich möchte diesen Rakaobaum, der hierher gehört und nicht in meinen Magen, gern los sein. Können Sie mir nicht sagen, Herr Wächter, wie ich das am besten anfangen?“

Der Affe überlegte.

„Um — ich werde euch zu meinem König führen, der ist Herr über alle Rakaobäume, auch eurer wird ihm wohl gehören —“ damit stolzierte der Wächter den beiden voraus.

Und rings aus den Zweigen schauten all die Affen, das ganze Volk im Rakaoland, voll Neugier auf die Wanderer. Manche warfen ihnen auch Rakaobohnen an den Kopf, dann aber wurde der Führer böse.

So kamen sie bis an das Königsschloß, dem allerhöchsten Baum im Lande.

Ein fein geschniegelter Affe mit Schnallenschuhen und Kniehosen, der Herr Hofmeister, führte sie zum König.

Das war ein uralter, grauhaariger Affe, würdevoll hockte er auf seinem Blätterthron und neben ihm sein holdes Töchterlein, ein allerliebsteß Äffchen.

„Aha —“ nickte er, „das kleine Mädchen, dem ich den Rakaobaum in den Magen gepflanzt habe, weil sie meinen schönen Rakaonicht mag, hast du wirklich hergefunden?“

Liselotte traute sich nicht näher. Sie hatte entsetzliche Angst vor dem großen Affen. Aber Knabbermäulchen nahm statt ihrer das Wort und bat den Herrn König sehr, seine kleine Freundin von dem Kakaobaum zu befreien.

„Sm —“ der Affenkönig machte ein ernstes Gesicht, „willst du von nun an auch jeden Abend deinen Kakao austrinken?“

Liselotte nickte scheu.



„Nein, das genügt mir noch nicht,“ meinte der majestätische Affe, „versprich es mir mit Handschlag“, er streckte Liselotte seine braune, behaarte Rechte entgegen.

Das kleine Mädchen zögerte ängstlich.

Aber da dachte sie daran, daß sie ja dann immer den Baum behalten müsse, und schnell legte sie ihr weißes Händchen in die braune Königspfote.

Der griff mit der Linken nach ihrem Kakaobaum und zog und zog — — —

„Du tußt mir weh,“ heulte Liselotte, „au — laß los — au — mein Arm — — —“

Da hörte sie der Mutter Stimme plötzlich neben sich.

„Aber Kind — Liselotte — du bist ja heute gar nicht munter zu kriegen, du wirst die Schule versäumen —“ die Mutter zog sie von neuem am Arm.

Liselotte schlug verwirrt die Augen auf.

Sie lag in ihrem Bettchen in der Kinderstube — vor ihr stand die Mutter.

Angstvoll griff Liselotte nach ihrem Magen — hurra — der Baum war fort!

„Mutter — der Kakaobaum —“ glücklich fiel sie der Mutter um den Hals.

Die drohte lächelnd.

„Für diesmal ist er noch nicht gewachsen, trotzdem deine volle Tasse von gestern abend noch hier auf dem Tisch steht.“

„Nicht gewachsen — aber Mutter — er war ja gewachsen — riesengroß, und im Walde war ich bei den Eichhörnchen und im Kakaoland bei den Affen —“ sie kam nicht weiter, denn die Mutter lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen kullerten.

„Siehst du, das ist die Strafe dafür, wenn man seinen Kakao nicht trinkt, dann träumt man in der Nacht so kunterbuntes Zeug — du hast ein paarmal so laut geschrien, daß ich an deinem Bettchen war.“

Liselotte schüttelte den Kopf.

Sie sollte das alles nur geträumt haben — nein — sie hatte doch den Kakaobaum deutlich auf dem Magen gespürt, und Knabbermäulchen — was war denn aus dem geworden?

Aber als sie merkte, daß nur eine einzige Nacht verflossen war, seit dem Abend, da die Mutter mit dem Kakaobaum gedroht, da mußte das kleine Mädchen es doch glauben, daß alles nur ein böser Traum gewesen.

Trotzdem aber hielt Liselotte das Versprechen, das sie dem Affenkönig gegeben. Sie trank ihre Tasse jetzt jeden Abend ganz aus — und der Kakaobaum ist nie wieder gewachsen.





Friedel Schlaumichel stand am Telefon.

Er hielt den Hörer gegen seine abstehenden Ohren gepreßt und kniff beide Augen zu, um besser hören zu können.

Ja — wenn er nur etwas zu hören gehabt hätte!

Aber er vernahm nichts als ein leises, schadenfrohes Knistern und

Knattern im Apparat. Das war gerade, als ob ihn da jemand noch obendrein höhnen wollte, weil er schon seit einer Ewigkeit auf Anschluß wartete.

Friedel Schlaumichel riß endlich die Geduld. Wütend begann er mit den Fäusten gegen das Telefon zu humpeln, seinen ganzen Ärger ließ er an dem unschuldigen Holz aus.

Aber was war das?

Friedel sperrte erschreckt die Augen auf.

Das kleine braune Telefon vor ihm streckte sich, es wuchs und wuchs, schon hatte es die Größe einer Hundehütte, nun die Höhe eines

Bauernhauses, und jetzt war es fast so groß wie der Kirchturm. Da hielt es endlich an.

Mit blöden Augen starrte Friedel Schlaumichel auf das Wunder. Etwas Feuchtkaltes an der Hand weckte ihn aus seiner Versunkenheit.

Nanu — statt des gelben Messinghörers, den er noch soeben mit der Rechten umfaßt, hielt er den Kopf eines großen, gelbhaarigen Rötters zwischen den Fingern, der tückisch nach ihm schnappte.

Ängstlich rettete sich Friedel nach der andern Seite.

O weh, ein gleiches Ungetüm fuhr ihm hier zwischen die Beine.

An einer grünen Leine lagen die beiden Riesentiere und bewachten kläffend den Zugang zu dem stattlichen braunen Haus.

Aus dem runden Guckfenster aber schaute ein verwittertes Männlein. Das hatte ein blaues Funkenkleid an und eine zierlich geflochtene Drahtkrone auf dem Kahlkopf.

„Bist du der rohe Geselle, der so unverschämt gegen meine Haustür geschlagen hat?“ fragte es mit merkwürdiger Stimme. Sie klang wie das Knistern und Knattern im Telefon.

„Ist mir gar nicht im Traum eingefallen!“ Friedel Schlaumichel erlangte allmählich seine angeborene Dreistigkeit zurück. „Ich sehe dich und dein Haus heute zum erstenmal. Aber rufe gefälligst deine vermaledeiten Rötter zurück, damit sie mir nicht meine neuen Hosen zerreißen.“ Er sprang vorsichtig vom rechten Bein auf das linke.

Das Männlein zog den Mund von einem Ohr zum andern und lachte über Friedels drollige Sprünge. Und das klang gerade so, als wenn das Telefon klingelt.

„Du bist ein komischer Kauz, aber du gefällst mir, trotzdem eine recht beträchtliche Frechheit in dir steckt, und du mir mit deiner ungefügen Faust fast mein schönes Haus zertrümmert hast. Wie heißt du denn?“

„Friedel Schlaumichel, und du?“ Friedel hüpfte immer noch vor den schnappenden Hunden auf und nieder.

„Schlaumichel — hihi — wollen sehen, ob du deinem Namen Ehre machst. Errätst du's nicht, wer ich bin?“

Friedel sah den pudrigen Alten zweifelnd an.

„Wahrscheinlich der Portier von dem schönen Haus hier“, stieß er dann, seine Beine vergebens in Sicherheit bringend, heraus.

„Portier — hihi —“ das Männlein lachte so laut, daß es Friedel war, als ob sämtliche Telefons auf der Welt zu gleicher Zeit himmelten. Dann aber gebot er den gelben Hunden, sich zu kuscheln, und winkte Friedel näherzutreten.

„Du bist ja ein prächtiger Schlaumichel, dich muß ich kennen lernen. Tritt näher, spazier' nur ganz dreist hinein, meine Hunde tun dir nichts.“

„Erst will ich wissen, wer du bist — ist das Manier, sich nicht mal vorzustellen, damit andere Leute sich erst den Kopf über dich zerbrechen müssen? Bei uns zu Lande ist das nicht Brauch!“ Friedel fühlte sich jetzt, wo die Hunde Ruhe hielten, dem winzigen Männlein bei weitem überlegen.

Das lächelte fein — wie ein leises, leises elektrisches Surren ging es durch die Luft.

„Risi Bisi ist mein Name“, sagte der kleine Kauz, immer noch mit seiner Heiterkeit kämpfend.

Jetzt war das Lachen an Friedel.

„Risi Bisi, der Name paßt zu dir, du pudrige Kruse — hahaha — Risi Bisi! Aber der Name allein tut's nicht — was bist du denn sonst noch? Schneider, Schuster oder Schlosser?“

„Ich bin König vom Telefonland, du Schlaumichel,“ Friedel fühlte plötzlich einen elektrischen Ruck durch seinen Körper, so daß er mit einemmal auf den Knien lag.

Er machte sein schlauestes Schlaumichelgesicht.

„Herr König — Majestät — Ihre Gnaden — bitte untertänigst um Verzeihung — ach, nehmt es nur ja nicht übel, daß ich so freimütig von der Leber weg geredet habe — so respektlos — so ganz, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Wenn ich hätte ahnen können —“ Friedel sah den kleinen Telefonkönig, der so wenig Königliches an sich hatte, zerknirscht an.

„Ei — ei —“ der winzig kleine Herr drohte mit hochgezogenen Augenbrauen — „hast du auch die schlechte Angewohnheit, die euch Menschenkindern eigen, nur nach dem Kleide zu sehen und nicht nach dem, was drin steckt? Friedel Schlaumichel — das hätte ich von dir nicht gedacht!“ Und wieder fühlte Friedel einen elektrischen Schlag, geradeso, als wenn der Vater daheim ihn als kleinen Bub über das Knie gelegt.

„Ich will es trotzdem mit dir versuchen, Friedel Schlaumichel“, meinte der kleine König, nachdem sie sich gegenseitig eine Weile angelegentlich betrachtet hatten. „Du gefällst mir nun einmal, wenn du mir treu dienen willst, soll es dein Glück sein.“

„Ja, Herr König“, Friedel drehte verlegen seine Mütze in der Hand, „die Sache ist nur, ob ich das Ding auch verstehen werde, ich bin ja von Natur aus nicht dumm — —“

„Nein, nein, du bist ein Schlaumichel, das habe ich schon gemerkt. Aber komm' nur mal erst ins Haus, dann können wir weiter über deine Arbeit reden.“

Friedel sah den glattpolierten, braunen Riesenkasten von allen Seiten an — nirgends eine Tür. Aber da er Friedel Schlaumichel

hieß, kam er auf den guten Gedanken, durch das Guckfensterchen zu klettern, durch das der Alte lugte.

„Du hast den richtigen Eingang erwischt,“ schmunzelte Risi Bisi, „willkommen im Telefonland!“ Er reichte dem einen tiefen Bückling machenden Friedel seine kleine verschrumpelte Hand. Friedel hatte das Gefühl, als wenn er gegen den Strich über eine Plüschdecke fuhr.

„Sieh dich vor, daß du nicht fällst,“ rief Risi Bisi warnend, „du bist unseren Drahtteppich noch nicht gewöhnt.“ Zu spät — Friedel Schlaumichel lag bereits auf der Nase und strampelte mit dem im Drahtnetz steckenden Bein wie eine Fliege im Spinnweb.

Ein vielstimmiges Lachen, das ebenso klang wie das Risi Bisis, ließ ihn aufschauen. Da eilten von allen Seiten fingerlange Männlein herbei, um ihm zu helfen. Die sahen ganz so braun und zerknittert aus wie ihr König, nur statt der Drahtkrone trugen sie ein grünes Drahtmützchen.

„Mein Hoffstaat“, stellte Risi Bisi die kleinen Gesellen vor. „Dieses hier ist Tele und dieses hier Fon, mein erster und mein zweiter Minister. Die werden dir dein neues Amt zeigen, ich muß jetzt erst ein bißchen regieren.“ Damit stieg Risi Bisi auf seinen Thron.

Tele und Fon aber hingen sich an Friedels Stiefelschäfte, denn höher reichten sie nicht, und zogen ihn geschickt über den Drahtteppich hinweg.

Jetzt erst sah Friedel, daß auch die Wände und die Decke des geräumigen Saales aus glitzerndem Silberdraht bestanden — das flimmerte nur so.

Vor drei großen Knäulen blieben seine kleinen Führer stehen. Das eine war aus Gold-, das zweite aus Silber- und das dritte aus Kupferdraht.

„Die sollst du entwirren, daß der Draht fein und glatt wird zum Spinnen, aber in siebenmal vierundzwanzig Stunden mußt du mit deiner Arbeit fertig sein“, die beiden kleinen Minister surrten geschickt über den Drahtteppich davon.

Friedel Schlaumichel rechnete.

Siebenmal vierundzwanzig Stunden — er begann an den Fingern abzuzählen, wie lange Zeit das wohl wäre.

Sein Kopf rauchte von der Anstrengung, denn Rechnen war Friedel Schlaumichels starke Seite nicht.

Und als er es glücklich herausgebracht hatte, daß das gerade eine Woche sei, sah er mit Schrecken, daß bereits vier Tage von dieser Woche verstrichen waren.

Nun mußte er sich an die Arbeit machen.

Mit Feuereifer ging er ans Werk, doch — profit Mahlzeit — so einfach war die Geschichte nicht.

Friedel Schlaumichel hatte natürlich zuerst nach dem Goldknäuel gegriffen, aber die goldenen Drahtfäden zogen sich heimtückisch von seinen Fingern zurück. Sie verhedderten sich, schürzten sich boshaft zu Knoten, und soviel Friedel auch zerrte, riß und räsonnierte, der goldene Drahtwulst zog sich nur um so fester zusammen.

„Hol's der Teufel —“ empört warf er das Knäuel in die Ecke.

Da ging ein Knistern und Knattern durch den Saal, und plötzlich stand Risi Bisi vor dem beschämten Friedel.

Mit vorwurfsvollem Blick griff er nach dem mißhandelten Goldknäuel und verschwand schweigend damit.

Friedel Schlaumichel aber machte sich an das silberne Knäuel. Er hatte nicht mehr Glück damit als mit dem goldenen. Die schimmernden Silberfäden spannen sich wie ein Netz um seine Finger, sie

schnitten ihm in das Fleisch und sprangen ihm zum Überfluß wie spitze Nadeln ins Gesicht.

„Das halte der Ruckuck aus —“ ingrimmig schleuderte Friedel das Silberknäuel gegen die Wand.

Da hörte er wieder das seltsame Knistern und Knattern, und wieder stand Risi Bisi vor ihm.

Diesmal hob der kleine König warnend den Finger — schweigend verließ er mit dem Silberknäuel den Saal.

„Ob ich mich überhaupt noch an das dumme Kupferknäuel mache?“ überlegte Friedel unschlüssig. „Habe ich das Gold- und Silberknäuel nicht entwirren können, wird es sich um den Kupferdraht wohl nicht der Mühe lohnen.“

Da fiel ihm noch rechtzeitig der warnend erhobene Finger Risi Bisis ein.

„Diesmal werde ich die Sache aber schlauer anfangen“, dachte Friedel Schlaumichel. Seufzend machte er sich an die Arbeit.

Er riß nicht und zerrte nicht, vorsichtig, ganz behutsam versuchte er mit seinen derben Fingern die feinen Fäden zu entwirren.

Und siehe da — die Kupferfäden zogen sich nicht von seinen Händen zurück, sie sprangen ihm nicht wie spitze Nadeln in das Gesicht — langsam begannen sie sich zu glätten.

Das war eine harte Arbeit für den ungeduldigen Friedel. Das Knäuel war groß, und der Knoten waren viele. Oft war er versucht, das schon halb fertige Werk von sich zu werfen. Aber er bezwang sich.

Schon war die letzte der siebenmal vierundzwanzig Stunden herangekommen, und noch immer wollte das Knäuel kein Ende nehmen.

Friedels Hände flogen, hatte er soviel zustande gebracht, wollte er auch noch den Rest schaffen.

Der Tausend — die Fäden glätteten sich ja plötzlich ganz von selbst, Friedel brauchte sie nur mit der Hand zu berühren.

„So läßt man sich die Sache gefallen“, dachte Friedel vergnügt und wackelte vor Freude mit seinen abstehenden Ohren.

Da fühlte er plötzlich wieder einen tüchtigen Ruck durch den ganzen Körper — die siebenmal vierundzwanzig Stunden waren um.

Vor ihm standen Tele und Fon, die beiden daumenlangen Minister, um ihn zu ihrem König zu führen.

Friedel nahm sein schön gewickeltes Knäuel in den Arm und ließ sich von den Kleinen über den gefährlichen Drahtteppich ziehen.

Risi Bisi saß auf seinem Thron, der aus roten, blauen und gelben Funken gebaut war, und regierte eifrig. Er nickte Friedel so erfreut zu, daß das Drahtkrönlein auf seinem Kahlkopf zu tanzen begann.

„Brav, Friedel, bravo! Dein Glück, daß du das letzte Knäuel noch entwirrt hast. Was hast du nun bei deiner Arbeit gelernt, du Schlaumichel?“

Friedel Schlaumichel machte ein recht einfältiges Gesicht.

„Daß siebenmal vierundzwanzig Stunden nicht länger als eine Woche ist“, sagte er schließlich stolz.

König Risi Bisi schüttelte sein winziges Köpfchen.

„Das ist ja eine Weisheit, die auch nicht zu verachten ist, aber die meine ich nicht. Du hast gelernt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und dann hast du vor allem Geduld gelernt, mein Freund. Du wirfst sobald nicht wieder ungeduldig gegen mein Telefonhaus bubern, sondern warten, bis es uns hier paßt, dir zu Diensten zu sein. Nicht wahr?“

Friedel Schlaumichel nickte.

„Du sollst sehen, daß es gar nicht so leicht ist, euch Menschen zufriedenzustellen, folge mir.“ Risi Bisi erhob sich von seinem Thron und stolzierte zum Nebensaal.

Friedel trabte neugierig hinterdrein.

Ein ohrenbetäubendes Gesurre empfing sie, es fauste Friedel in den Ohren, es fauste ihm im Kopf, und es fauste ihm vor den Augen. Endlich unterschied er Tausende von winzigen Weiblein, die hatten jedes einen kleinen Spinnrocken vor sich und spannen eifrig, ohne aufzublicken, Kupferdraht.

„Das ist der wichtigste Draht hier im Telefonland, davon können wir gar nicht genug schaffen,“ erklärte Risi Bisi. „Und hier,“ er öffnete eine neue Tür, „hier ist der Verbindungsaal. Da sollst du deine zweite und letzte Arbeit verrichten.“

„Nur zu,“ grinste Friedel, „hab' ich die erste geschafft, werde ich mit der zweiten ja wohl auch fertig werden.“

Risi Bisi verschwand.

An seiner Stelle aber standen Tele und Fon neben Friedel und zogen ihn über die Schwelle.

Anzählige kleine Gesellen schwirren in dem Riesensaal auf und nieder.

Sie befestigten den Kupferdraht an einer Seite des Saales und warfen die mit winzigen Schlingen versehenen Enden zur gegenüberliegenden Wand. Die war über und über mit kleinen Hälchen besetzt, und über jedem stand eine Nummer.

„Jetzt sollst du die Nummern, die wir dir nennen werden, richtig miteinander verbinden, paß auf“, sagte Herr Tele.

„Aber ein bißchen dalli muß das gehen“, setzte Herr Fon hinzu.

Die beiden kleinen Wichte nahmen in der Mitte des Saales auf ihren Ministerstühlen Platz.

„10639“ rief der eine.

Wetter auch — wo war denn bloß die Nummer — umständlich begann Friedel Schlaumichel zu suchen.

„Schneller — flink — eile dich“, drängte der kleine Minister.

„7508“ rief da der andere schon wieder.

Postausend — wie hieß denn nun die erste Nummer noch gleich — die hatte er doch rein vergessen — verzweifelt sah er auf die kleinen Gesellen ringsum, die so geschäftig hin und her surrten.

Während er noch stand und überlegte, fühlte er einen schmerzhaften Ruck an den abstehenden Ohren — noch einmal — und zum drittenmal — gerade so, wie ihn früher der Herr Schulmeister in der Rechenstunde gezaust hatte.

„Oho — nicht so grob“, rief er aufgebracht.

„Wir können nicht dafür,“ entschuldigten sich Tele und Fon höflich, „das liegt nur daran, daß du zu langsam bist. Die Menschen im Erdenland warten nicht gern. Jedesmal, wenn sie wütend an der Kurbel drehen und klingeln, fühlen wir es an unseren Ohren, du hast uns manch liebes Mal gezupft. Jetzt magst du selbst mal sehen, wie das tut!“

O weh — Friedels arme Ohren!

Die wurden noch viel größer und absteher, als sie schon waren. In einer Minute wurde er mindestens sechzigmal an den Ohren gezaust, denn sein neuer Dienst war so schwer, daß er gar nicht damit zurechtkam.

Hatte er glücklich den richtigen Draht erwischt, so flog die Schlinge zweifellos zu einem verkehrten Häkchen an der gegenüberliegenden Wand.

„Falsche Verbindung!“ schrien die Menschen dann wütend, und Friedels schuldlose Ohren mußten ihren Ürger ausbaden.

Und hatte er wirklich mal eine richtige Verbindung zustande gebracht, dann riß sicher der Draht, oder verhedderte sich mit einem andern.

Friedel war ganz krank von all der Arbeit, der Aufregung und Angst.

„Wir können dich hier nicht brauchen, Friedel Schlaumichel“, meinten die kleinen Minister nach Ablauf von drei Tagen, bedauernd ihr Köpfschen wiegend. „Du bist viel zu langweilig und umständlich.“

Sie führten ihn zu Risi Bisi.

Der war nicht weiter überrascht. Er schmunzelte von einem Ohr zum andern.

„Das habe ich mir ja gleich gedacht, daß du Schlaumichel für unser Telefonland nicht schlau genug bist. Geh nur wieder ins Erdenland zurück, dafür mag deine Schlaubeit ausreichen. Und erzähle den Menschen, wie schwer unser Dienst hier ist, dann werden sie vielleicht auch mehr Geduld am Telefon lernen. Aber weil du mir treu gedient hast, will ich dir deinen Lohn nicht vorenthalten, hier —“

Risi Bisi zog aus der Tasche seines Funkenkleides ein goldenes Telefon. Das war so klein, daß man es kaum mit bloßem Auge sehen konnte. „Hältst du den rechten Hörer gegen das Ohr, so hörst du alles, was die Leute reden. Hältst du den linken ans Ohr, so vernimmst du alles, was sie denken. Nun mach' damit dein Glück, Friedel Schlaumichel.“

Ehe Friedel wußte, wie ihm geschah, fühlte er sich von dem winzigen König Risi Bisi ans Schlafittchen genommen und zum Guckfenster hinauspediert.

Das Fenster zum Telefonland schlug hinter ihm zu.

Friedel Schlaumichel aber machte, daß er davon kam, denn die gelben Rötter vor dem braunen Hause kläfften ihn feindselig an.

Als er ein Stück gewandert war, fiel es ihm ein, daß es jetzt wohl Zeit sei, Risi Bisi's Geschenk zu probieren.

Er holte das winzige Telefon aus der Tasche und hielt den rechten Hörer, der nicht größer war als ein Fliegenauge, gegen sein absteheendes Ohr.

Postausend — das war eine lustige Sache — hunderte von Stimmen schwirrten durcheinander, aber jetzt unterschied er deutlich die einzelnen.

„Das ist ja der Herr Apotheker von daheim“, rief er plötzlich und siehe da — nun hörte er nur noch die eine Stimme in seinem kleinen Telefon.

Der Herr Apotheker sprach zu seinem Vater, jedes Wort konnte Friedel verstehen: „Passen Sie mal auf, Herr Schlaumichel, der Friedel macht sein Glück in der Welt, der kommt als reicher Mann wieder heim.“

Friedel hüpfte das Herz vor Freude im Leibe, als er diese Worte vernahm.

„Muß doch mal hören, was er sonst noch alles Schönes von mir denkt“, dachte Friedel und griff nach dem linken Hörer.

„Friedel Schlaumichel, dieser Dummmichel, bringt es sicher zu nichts, dieses Kamel ist ja selbst zum Tunichtgut zu dämlich“ — Friedel ließ entsetzt den Hörer sinken.

War's möglich — nein, er hatte sich bestimmt nicht getäuscht, deutlich hatte er die Gedanken hinter der eckigen Stirn des Apothekers belauscht.

„Pfui“ — Friedel spie in weitem Bogen aus — pfui, wie konnte ein Mensch gerade das Gegenteil von dem sagen, was er dachte — das tat dem ehrlichen Friedel viel weher als die Schmeicheleien, die er zu hören bekommen.

Und je öfter Friedel sein kleines Telefon gebrauchte, um so trauriger wurde er.

Welchen Namen er auch nannte, fast immer sagten die Leute gerade das Entgegengesetzte von dem, was sie meinten.

Da zog Friedel sein Taschentuch aus der Tasche und wickelte Risi Bisis Gabe hinein, ihm war die Luft vergangen, die Lügen der Menschen noch weiter mitanzuhören.

Als er den Tag über gewandert war, kam er in eine schöne Stadt. Da flutete eine große Menschenmenge durch die Straßen. Friedel Schlaumichel schloß sich der Menge an. Vor dem stattlichen Königsschloß machte man halt.

Friedel erkundigte sich, was es denn gäbe.

„Ach,“ sagte man ihm, „unsere Prinzessin soll sich verheiraten, weil der König schon zu alt ist zum Regieren. Aber sie will nur den Mann heiraten, der dreimal ihre Gedanken errät. Wer das nicht kann, den läßt sie unbarmherzig töten. Neunundneunzig Freier sind schon ihretwegen gestorben.“

„Ei — so will ich der Hundertste sein“, sprach Friedel Schlaumichel. Und ohne auf das Abbraten des Volkes zu hören, zog er sein kleines Telefon aus der Tasche und schritt dreist in das Königsschloß.

Hier wurde er sogleich zu der Prinzessin geführt, denn der König hatte Befehl erteilt, keinen Freier, wer er auch immer sei, zurückzuweisen.

Als Friedel Schlaumichel die schöne Prinzessin erblickte, dachte er: „Die ist mir gerade hübsch genug zur Frau!“

Die Prinzessin aber erschrak, als sie Friedel mit den abstehenden Ohren zu Gesicht bekam.

„Wie heißt du?“ fragte die Prinzessin.

„So wie ich ausschau — Friedel Schlaumichel“, antwortete Friedel fest.

„Was denke ich augenblicklich?“ fragte die Prinzessin zum ersten. Friedel führte Risi Bisis Telefon unauffällig an das Ohr. Und weil das Ohr so groß war und das Telefon so klein, sah es nur aus, als ob er sich kratze.

„Ihr denkt, der Esel mit den abstehenden Eselsohren wird das sicher nicht erraten“, antwortete Friedel ohne auch nur einen Augenblick nachzudenken.

Die Prinzessin verfärbte sich.

Aber sie fragte weiter: „Was denke ich jetzt zum zweiten?“

„Der Esel scheint doch ein Schlaumichel zu sein, aber heiraten tue ich ihn bestimmt nicht“, war Friedels prompte Antwort.

Da wurde die Prinzessin so weiß wie das Seidenkleid, das sie trug.

„Und zum dritten?“ hauchte sie.

Friedel presste den Hörer gegen sein abstehendes Ohr. Deutlich vernahm er die Gedanken hinter der bleichen Stirn der Prinzessin.

„Es wird mir nichts helfen, er ist schlauer als ich — ich muß ohne Widerrede Frau Schlaumichel werden“, rief Peter selig und fing die ohnmächtige Prinzessin in den Armen auf.

Und es half wirklich nichts. Gleich am nächsten Morgen wurde die Hochzeit gefeiert.

König Schlaumichel aber regierte weise und gerecht in seinem Reiche.

Durch Risi Bisis Geschenk konnten ihn seine Minister, Höflinge und Diener nicht betrügen, denn er hörte nicht nur, was sie sagten, sondern auch, was sie dachten.

Die junge Königin aber war froh und glücklich, einen so schlauen Mann zu haben.



Das Wasser kommt!

Im Riesengebirge, wo des Zackens klares Gebirgswasser lustig über Fels und Stein aus den hohen, schneebedeckten Bergen herabspringt, stand drunten im Tale in Schreiberhau eine armfelige, halbzerfallene Hütte.

Ganz schief waren schon die haufälligen, feuchten Mauern des elenden Häuschens. Das Strohdach war vielfach geflickt, und die vom Sturmwind zerbrochene Tür mit Papier und Lumpen verstopft.

Dort wohnte ein armer Glasarbeiter, namens Opitz, mit seinem braven Weibe und seinen beiden Kindern, dem achtjährigen Friederle und dem kaum sechs Wochen alten Annele.

Drinne sah es gerade so elend aus, wie von draußen. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle und die Wiege, das war das ganze Hausgerät. Eine einzige Stube hatte das Häuschen nur, in dem großen, grünen Kachelofen wurde das magere Essen gekocht. In dem kleinen Verschlag nebenan hauste die schwarze Ziege, welche die Milch für das kleine Annele hergab. Und droben unter dem Dach auf dem schmalen Bodenraum, zu dem man mit einer kleinen Leiter gelangte, wurde das Winterfutter für die Ziege verwahrt.

Aber einen schönen Blick hatte man von den Fenstern des Häusleins auf die blauschimmernde Gebirgskette und auf den kristallhellen Sack, der dicht unter den Fenstern vorbeifloß.

Der Vater war Glasarbeiter droben in der Josefinenhütte, wo das herrliche Glas herkommt. Dort stand er im eisigen Winter und im heißesten Sommer an dem rotglühenden Glasofen. Eine dunkle Schutzbrille trug er, um die Augen vor der sengenden und blendenden Ofenglut zu behüten, und durch eine lange Röhre blies er das flüssige Glas zu prächtigen Gläsern, Vasen und Tassen.

Das war eine gar anstrengende Arbeit. Und kehrte er Abends im Winter erhitzt heim, dann zauste der eisige Gebirg Sturm an seinem fadenscheinigen Rocke und jagte ihm große Schneeflocken und Eischloßen in das heiße Gesicht. Da hatte er sich wohl auch den bösen Husten geholt, der ihn oft so quälte und ihn viele Tage auf das Krankenlager warf. Dann konnte er gar nichts verdienen, und es sah recht traurig in dem Hüttlein aus. Die Mutter schleppte, um auch etwas zum Unterhalt herbeizuschaffen, den schweren Tragkorb auf dem Rücken zu den Baudenleuten ins Gebirge hinauf. Im Sommer war das ein lustiger Weg, aber im Winter, wenn der Schnee kniehoch lag, war das Vorwärtskommen gar beschwerlich. Der achtjährige Bube, das Friederle, mußte nach der Schule die Ziege hüten und das Annele warten.

Auch heute machte sich die Mutter trotz des strömenden Regens und trotzdem die Bergpfade von den tagelangen Regengüssen ganz aufgeweicht waren, auf den Weg ins Gebirge.

Da kam Friederle vollständig durchnäßt aus der Schule.

„Mutterle“, rief er, „geh' heut' nicht ins Gebirge, der Herr Lehrer spricht, es gibt Hochwasser, sie haben es schon aus den Bergen gemeldet, bleib' auch daheim, gelt?“

Aber die Mutter schüttelte den Kopf.

„Nein, Friederle, es geht halt nicht, ich muß schon 'nauf. Im Ofen liegen die Erdäpfel für dich und den Vater, und a bissel Leinöl hat's auch noch im Topf. Sieh gut Obacht auf das Schwesterle, und Gott befohlen!“ Damit ging sie in den prasselnden Regen hinaus.

Das Friederle aber molk die Ziege und gab der Kleinen die süße Milch zu trinken. Dann nahm er einige Erdäpfel, so nennt man in Schlesien die Kartoffeln, aus der Ofenasche und verschlang sie gierig. Die übrigen ließ er für den Vater, wenn er abends hungrig von der Arbeit heimkehrte. Su — war das ein Wetter draußen!

Der Sturmwind heulte um das baufällige Haus, er rüttelte an Tür und Fenster, und der Regen klatschte gegen die Fensterscheiben, an die Friederle ängstlich spähend das Näschen drückte.

Zum Zacken schaute Friederle sorgenvoll herab, der dicht am Haus vorbeifloß. Das sonst so seichte Wasser schoß heute, von den tagelangen Regengüssen und dem von der Frühlingssonne im Gebirge aufgetauten Schnee angeschwemmt, reißend und tosend dahin. Wenn es stieg — o Gott — wenn es wieder in die Hütte eindrang und die ganze Stube überschwemmte, wie vor drei Jahren?

Ängstlich schaute der Knabe auf das sanftschlummernde Annele, dann faltete er fromm die Händchen.

„Lieber Gott“, so flehte er, „laß doch das böse Wasser nicht kommen und behüte uns und auch das Mutterle droben in den Bergen!“

Aber ach, das Wasser stieg und stieg — immer stärker goß der Regen hernieder — immer lauter toste der Sturm — immer höher und höher stieg der Zacken.

Und da — da hörte das kleine Friederle plötzlich herzklopfend durch das Heulen des Sturmwindes das schaurige Tuten des großen Hornes, das bei Wasser- und Feuergefähr die Dorfbewohner zur Rettung herbeirief.

„Jesses — das Wasser kommt!“ schrie das Friederle auf, ja — schon drang es durch die Thür in die Stube, nun hatte es die roten Backsteine des Fußbodens überschwemmt, bald würde es die ganze Stube überfluten!

Da ergriff Friederle beherzt das Schwesterchen, stieg mit ihm die schmale Leiter zu dem Bodenraum empor und bettete die schlafende Kleine sanft in das warme Heu. Dann holte er die Ziege herauf und die Kartoffeln für den Vater. Aber als der tapfere, kleine Junge wieder hinabließ, um auch die Wiege, Stühle und Betten heraufzuschaffen, da bot sich ihm ein trostloser Anblick.

Das Wasser reichte ihm schon bis unter die Arme, und immer noch stieg es. Betten, Tisch und Stühle, Topf und Löffel, all ihre paar Sabseligkeiten, segelten lustig in der Stube umher. Da erfaßte Friederle den vorüberschwimmenden Tisch an einem Bein und leuchtend vor Anstrengung schleppte er ihn die schmale Leiter hinauf.

Zähneklappernd vor Nässe und Kälte warf sich der Kleine in das Heu, aber es ließ ihm keine Ruhe. Das Kind schrie, die Ziege meckerte, kaum ein trüber Lichtschein drang durchs Bodenfenster in den dunkeln Raum.

Und immer weiter stieg das Wasser. Schon hatte es die dritte Leitersprosse überschwemmt, bald kam es auch hier herauf in den Bodenraum — und dann war es um sie geschehen!

Mit entsetzten Augen schaute Friederle zu, wie das Wasser immer näher und näher kam, jetzt war es bereits auf der vorletzten Sprosse, dumpf gurgelte es an die Leiter.

Kam denn niemand aus dem Dorf, um sie zu retten? Keiner — niemand dachte an die beiden verlassenen Kinder, die in Todesgefahr schwebten. Und Vater und Mutter waren weit.

Schon drang das Wasser in den Bodenraum, ein Krach — das Wasser hatte die Haustür mit fortgerissen! Da faßte Friederle einen kühnen Entschluß. Er stellte den Tisch um wie ein Boot, zog seine Jacke aus und knöpfte das Schwesterchen hinein. Dann ergriff



er einen alten Besen, der in der Ecke lag, sprang mit dem Anneli und der Ziege in den umgestülpten Tisch, befahl sich dem lieben Gott und ruderte mutig mit dem Besen in das furchtbare Unwetter hinaus.

Ein dumpfes Gepolter erscholl hinter ihm — die Hütte war zusammengestürzt, das Wasser hatte sie mit fortgefegt. —

Der Tisch aber mit dem armen, verängstigten Friederle schwamm auf den reißenden Fluten dahin. Da erblickte man vom Ufer aus das sonderbare Fahrzeug.

Mit langen Stangen zog man den vorübersegelnden Fisch an das Ufer, und bald waren Friederle, sein Schwesterchen und die Ziege in Sicherheit.

Glückstrahlend schlossen die in Angst und Sorge heimkehrenden Eltern ihre so wunderbar geretteten Kinder in die Arme. Gute Leute gaben den Armen, die um ihr ganzes Hab und Gut gekommen, Geld, daß sie sich ein neues, festes Häuslein bauen konnten.

Im Dorf aber sprach man noch lange von der Heldentat des mutigen Friederle.



Piepmatz, der Gassenjunge.

Ein Spazemärchen.

Der unnützeſte Schlingel in der ganzen Gaſſe war zweifellos Pluſters Jünger. Er hatte die zerſchundenſten Knie und die zerlöcherſten Hoſen, kein Dach war ihm zu hoch und keine Wand zu ſteil. Mochte die Köchin die Speiſekammer noch ſo feſt verſchließen, Piepmatz Pluſter entdeckte immer noch einen Durchſchlupf — er war ebenſo frech als geſchäftig.

Das fanden all die andern Familien, die in der Gaſſe haupften. Frau Spatz, Frau Piep, Frau Sperling und Frau Vogelbein ſteckten beim Kaffeekränzchen die Köpfe zuſammen, piepten und kreifchten durcheinander, daß man ſo etwas dulden müſſe, daß man ſeine wohlgezogenen Kinder mit dieſem Lämmel zuſammen in dieſelbe Schule ſchicken mußte!

Und im Wirtshaus „Zum Rinnſtein“ lärmten und räſonierten die Männer beim Abendſchoppen über den gleichen Gegenſtand.

Piepmatz Pluſter war der Schrecken der Gaſſe.

Frau Pluſter vergötterte ihren Jungen in blinder Mutterliebe, was Piepmatz auch verbrach, die Mutter hatte immer eine Entſchuldigung für ihr Neſthälchen. Vater Pluſter kümmerte ſich nicht viel um ſeine Erziehung, der war den ganzen Tag unterwegs. Er

war ein leidenschaftlicher Jäger und lieferte seiner lieben Frau manch fetten Fliegenbraten in die Küche.

Als Piepmaß zum erstenmal seine schwarzen, unverschämten Auglein aufschlug, war Frau Plüster vor Freude ganz aus dem Häuschen. „Du sollst sehen, Alter, aus dem Jungen wird etwas Besonderes“, prophezeite sie in eitlem Mutterglück. „Keins von den anderen Kindern sieht so manierlich aus, sieh nur, wie er schon den Schnabel weßt, wie er die Federn sträubt — ein Prachtbengel!“

Vater war nicht der Mann vieler Worte. Er hatte nur ein beifälliges „Piep“ zur Antwort, plüsterete aber doch in geheimem Stolz seine Federn auf und flatterte in der Gasse umher, die Freudenbotschaft Bevattern und Nachbarn zu melden.

Gleich bei der Taufe zeigte Piepmaß, daß er kein gewöhnliches Spazebaby war, daß in ihm etwas Besonderes steckte.

Seine Brüder und Schwestern, die kurz vor ihm aus dem Ei gekrochen, lagen stumm und dumm in der Wiege, lutschten fromm am Flügel und ließen sich geduldig von der Taufgesellschaft bewundern. Aber als die alten Muhmen und Basen mit den vornehmen grauen und braunen Federhüten nun auch um Piepmaß herumschwänzelt und „nein, ist er süß — wie zart und mollig — der ganze Papa, aber die Augen hat er von der Mutter“ — durcheinanderkreischten, da piepte das Taufkind wie am Spieß, das keiner sein eigenes Wort verstehen konnte.

Und als Großvater Kurzschwanz, der alte würdige Herr im grauen Frack und schwarzem Sammetkäppchen sich niederbeugte, um sein jüngstes Enkelchen zu küssen, pickte der Gelbschnabel ihm wütend ins Gesicht.

„Wenn das nur ein gutes Ende mit dem Jungen nimmt“, kopfnickte der alte Herr, seinen zerzausten Bart wieder glattstreichend.

Und all die Freunde und Verwandten, die es sich bei Plusters hatten wohl sein lassen, zwitscherten, als sie auf der Treppe waren, durcheinander: „Das nimmt kein gutes Ende — piep — paßt auf, der Junge kommt nochmal an den Galgen!“

Ja — ein Galgenstrick war und blieb der kleine Piepmaß.

Als er kaum flügge war, zankte und biß er sich mit den Geschwistern, daß die Federn nur so flogen, von morgens bis abends schallte das Geschrei aus Plusters Kinderstube. Mutter war eine sehr nervöse Dame, sie lag auf dem Strohssofa und hielt sich die Ohren zu. War Vater zu Hause, schlug er wohl ab und zu mal aufgebracht mit den Flügeln, aber meistens flog er auf Rückenanstand oder hatte beim Gericht zu tun. Fast mit allen Nachbarn hatte er Prozesse, er war ebenso unverträglich wie sein Sohn Piepmaß. Der ruhte nicht eher, als bis er seine sämtlichen Geschwister aus dem väterlichen Nest fortgebissen hatte. Nun war er die Aufpasser endlich los!

Unternehmungslustig hüpfte er im leeren Nest umher, Mutter war auf den Markt geflogen — den Rehrichthausen drunten im Hof — und Vater hatte seinen wöchentlichen Skatabend. Piepmaß hielt die Zeit für seine erste Heldentat gekommen.

Drunten, gerade an der Dachrinne, an der Plusters wohnten, lag ein merkwürdig leuchtendes Etwas. Piepmaß äugte mit seinen scharfen, runden Auglein neugierig auf das seltsame Ding. Sein Wissensdurst trieb ihn näher hinzu, noch etwas ungeschickt und täppisch flatterte er zu dem Straßenpflaster hinab. Ein zierliches, kleines Hölzchen war's, an der einen Seite feuerrot, an der andern gelb. Der dicke Gastwirt, der in der Tür seines Lokals so breitspurig seine Pfeife rauchte, hatte es soeben fortgeworfen.

Piepmas mußte die Sache eingehender untersuchen. Fürwitzig näherte sich sein Schnäbelchen der schönen, roten Seite des Hölzchens — „piep — piep —“ au, tat das weh — Piepmas hatte sich gehörig den Schnabel verbrannt. Aber der Gassenjunge gab sich noch nicht zufrieden. Er mußte doch sehen, ob das mit der gelben Seite des Hölzchens die gleiche Bewandnis habe. Ängstlich begann er daran zu picken — sonderbar, die gelbe Seite war kalt. Piepmas hatte in seinem jungen Leben noch nichts von Streichhölzern gehört, so beschloß er, seine merkwürdige Entdeckung zur weiteren Forschung mit in die Wohnung zu nehmen. Behutsam faßte er das leise schwelende Hölzchen beim ungefährlichen Ende und flog damit ins Nest zurück. Hier verbarg er seinen Fund sorgsam unter Strohhalmen, Wolle und Papierschnitzeln.

Ein seltsam knisterndes Geräusch machte sich bald bemerkbar. Piepmas drehte das Köpfschen mit dem braunen Haarschopf nach allen Seiten.

Ei — die gute Stube des Nestes stand in gelbrotem Feuerschein, lustig züngelten kleine Flämmchen daraus empor. Piepmas hüpfte vor Freude von einem Bein auf das andere.

„Die Sonne ist in unser Nest gesprungen — die Sonne ist in unser Nest gesprungen“, jubelte er, denn die Sonne war das einzige Feuer, das der kleine Wicht kannte. Mit jauchzendem „Piep“ flog er auf das Dach gegenüber, wo die wilde Sperlingsjugend sich haschte und balgte. Würden die Jungen aber neidisch sein!

„Dreikäsehoch, das ist nicht die Sonne,“ belehrte ihn ein langaufgeschossener Sperlingsjunge ziemlich von oben herab — „das ist Feuerwerk, neulich hat mich mein Vater in ein Gartenlokal mitgenommen, wo die Menschen Bier trinken und schreien, da war's gerade so, nur noch viel schöner — piep.“

Piepmatz ärgerte sich, daß der große Spazenjunge etwas noch Schöneres gesehen hatte. Aber die übrigen Sperlingsbuben und Mädels rissen vor Staunen Augen und Schnabel auf, sie alle bewunderten Plusters so schön beleuchtetes Nest. Da flogen jetzt sprühende Funken auf. Die sprangen weiter auf das Dach, fraßen sich durch die Balken hindurch und schlugen bald als lodernde Flammen aus den Bodensfenstern. Und die klugen Menschen, die in dem Hause wohnten, ahnten nichts von dem Unheil, das der wenige Wochen alte Piepmatz angerichtet. Nur das Spazenvolk ringsum auf den Dächern wurde aufmerksam, das lärmte, piepste und kreischte durcheinander.

„Feuer — Feuer — zu Hilfe — zu Hilfe —“ verstand denn keiner von all den Menschen, die da drunten in der Gasse friedlich den Feierabend vor den Türen genossen, der Spazens Warnung?

Nur ein kleines Mädchen, das abseits von den andern, allein auf der Steintreppe hockte und in den Abendhimmel starrte, sah plötzlich die roten Rauchwolken. Mit lautem Schrei rief sie die andern.

Ein wilder Tumult brach in dem sonst so stillen Gäßchen los. Man rannte, stürzte, johlte, jammerte und wehlagte. Und dazwischen kam mit ohrenzerreißendem Gebimmel eine Feuerwehr nach der andern angejagt. Die ältesten Spazens konnten sich eines solchen Aufruhrs nicht besinnen. Mit langen Schläuchen gingen sie Piepmatz' Sonne zu Leibe — schschschschsch — im großen Bogen schoß der Wasserstrahl über das Dach und die Nebendächer. „Piep — piep“ — empört flog die durchnäßte Spazengesellschaft auf.

Drunten in der Gasse standen die Menschen jammernd vor ihrem verkohlten Häuslein, und droben in der blauen Luft suchten Vater und Mutter Pluster mit jämmerlichem Gepiepse ihr trauliches Nest.

Piepmaß aber, der Unglücksjunge, zwitscherte vergnügt in den lauen Abend hinein. Mit dem heutigen Tage war er die Berühmtheit der Gasse geworden.

So begann Piepmaß seine Laufbahn als Gassenjunge.

Als Piepmaß die weichen Windelhöschen ausgezogen, und stolz als richtiger Hofenmaß herumstolzerte, konnte sich kein Sperling mehr seiner unverschämten Streiche erwehren. Es gab nichts in der Gasse, wovor der durchtriebene Schlingel Respekt hatte.

Den hageren alten Damen, die sich jeden Freitag bei seiner Mutter einfanden, um Weihnachtsstrümpfe für arme Spazekinder zu stricken, verwirrte er heimlich das Wollknäuel, in ihre Kaffeetassen schüttete er Kalk von der Hauswand und zerriß ihnen die feinen Federhalstrausen.

Selbst auf die Regelbahn wagte er sich, wo Vater in Hemdsärmeln mit den angesehensten Familienvätern die kleinen Murmeln schob, die man den Kindern drunten in der Gasse nach und nach fortstibist hatte. Hier war er jedem im Wege, brachte die Kugeln aus der Bahn, daß kein Sperling mehr „alle Neune“ schob, vertauschte die schwarzgrauen Leibröcke, so daß keiner mehr den seinigen herausfand, und nippte frech an fremden Bierseideln. Zu einer Thür jagte man ihn hinaus, und zur andern steckte er im nächsten Augenblick sein verschmitzes Gassenjungengesicht wieder hinein.

„Dem Jungen fehlt Beschäftigung, wir wollen ihn in einen Kindergarten schicken oder ihm eine Gouvernante nehmen“, meinte der Vater eines Tages.

Mutter wischte sich die Augen mit den Flügeln, wie hart war doch der Vater zu ihrem lieben kleinen Piepmaß. Aus dem Neste gab sie ihn nicht — nein — allenfalls konnte man es ja mit einer Gouvernante versuchen.

So stand in der nächsten „Sperlingsrundschau“ fett gedruckt, daß Pflusters, Dachziegel Nummer Fünf, zum Ersten ein Kinderfräulein suchten.

Es meldeten sich nicht viele auf diese Annonce, Piepmas war in der ganzen Gegend berüchtigt, kein Sperlingsfräulein mochte mit dem unbändigen Bengel etwas zu tun haben. Aber schließlich entschloß sich doch ein höchst energisches älteres Frauenzimmer, etwas fett und kurzatmig zwar, ihr Heil bei Piepmas zu versuchen.

Als Fräulein Vogelinsky — so hieß Piepmas' neue Gouvernante — am ersten Morgen Toilette machte, suchte sie vergebens ihren falschen, braunen Zopf. Prosit Mahlzeit — der bammelte lustig oben am Blißableiter — so bekundete der Teufelsjunge seine Ehrfurcht vor dem neuen Fräulein. Fräulein Vogelinsky sollte auch sonst wenig Glück mit ihrem Zögling haben.

Anstatt fein sittsam beim Spazierengehen neben ihr herzufliegen, kniff der Junge jedesmal aus, und das fette, kurzatmige Fräulein mußte hinter ihm herprusten. Piepmas ärgerte Fräulein Vogelinsky so sehr, daß sie die Selbstsucht kriegte, aus Gesundheitsrücksichten gab sie ihre Stellung auf.

Nun war guter Rat teuer.

In keiner Spazenspielschule wollte man Piepmas aufnehmen, aus Furcht, daß er die braven Sperlingskinder verdürbe.

Vater machte kurzen Prozeß. Ohne auf das wehmütige Piepen seiner lieben Frau zu hören, brachte er den Jungen in die Bürgerschule, trotzdem er eigentlich noch nicht das schulpflichtige Alter erreicht hatte.

Für den armen Schulmeister Pieperich, der mit seinem braunen Schniepelrock, grauem Vorhemdchen und gesträubtem Haarschopf gar streng auf dem Katheder herumhüpfte, begann jetzt eine böse Zeit.

Keiner von allen Schülern machte ihm solche Pein wie der kleine Piepmaß.

Die Klasse, in der sonst so tiefe Stille herrschte, daß selbst der vorüberstreichende Wind den Atem anhielt, hallte jetzt wieder von Schwäzen, Schreien und Zanken. Piepmaß fing mit allen Kameraden Händel an und biß sich auch mit dem friedlichsten herum. Die Frühstücksbrotlein schnappte er ihnen weg, rupfte ihnen Federn aus und stieß sie von ihren Plätzen. Sein neuer, grauer Schulanzug starrte von Tintenflecken. Auch war er faul und unaufmerksam beim Unterricht, der Junge hatte einen richtigen Späzenkopf. In der Gesangsstunde zeigte er, daß er vollständig unmusikalisches war. Nicht einmal „Alle Vögel sind schon da“ vermochte er zu behalten, er piepte, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Statt in der Turnstunde zierlich in der Reihe zu hüpfen, hing er plötzlich an einer Leiter oder schwebte am Reck.

Handarbeitsstunde, in der Nester flechten und bauen gelehrt wurde, schwänzte er meist.

Und als er eines schönen Tages die Aufgaben von der Schornsteintafel heimlich gelöscht und überdies das Katheder mit Ruß beschmiert hatte, daß der Herr Schulmeister seinen schönen braunen Schniepelrock ganz und gar verdarb, flog er ein für allemal aus der Schule.

„Der Junge ist in den Flegeljahren,“ nahm die schwache Mutter ihren Lieblingssohn dem aufgebrachten Vater gegenüber in Schutz, „sollst sehen, Mann, es wird noch etwas Besonderes aus ihm.“

„Freilich, ein Vagabund“, brummig flog der Alte in seine Stammkneipe „Zum Rinnstein“, um seinen Ärger herunterzuspülen.

Piepmaß aber frohlockte.

Er fand, daß er vollständig genug gelernt habe, und bildete sich immer mehr zum Gassenjungen aus. Den ganzen Tag trieb er sich herum. Selbst zu den Mahlzeiten kam er nicht heim. Zum Mittagbrot stellte er sich regelmäßig bei dem Schimmel am Bierwagen ein. Dreist und gottesfürchtig setzte er sich auf die Krippe und pickte dem gutmütigen Schimmel die fettsten Körnlein fort. Zum Abendessen hatte er sich beim Sultan auf dem Hof in Pension gegeben. Ob der auch noch so grimmig blaffte, Piepmaß fischte sich die besten Brocken aus seinem Futternapf.

Ja — selbst an die Menschen wagte sich der kleine freche Spas.

Kein Kind in der Gasse konnte mehr in Ruhe sein Vesperbrot verzehren, Piepmaß lud sich höflichst zu Gaste.

Der dicken Grünkrampfrau stahl er die saftigsten Kirschen aus dem Korb, dem Bäcker pickte er Kuchen und Brötchen an, und der Schlächter mußte ihn mit Steinwürfen aus seinem Laden jagen.

Wehe der Hausfrau oder der Köchin, die Speisen am offenen Küchenfenster stehen ließ, die erklärte Piepmaß ganz selbstverständlich für sein Eigentum.

Aber als er eines Tages betrunken in der Gasse lag, weil er es für sein gutes Recht gehalten, an dem Branntweingläschen, das für den Droschkenkutscher bestimmt war, zu nippen, langte sich Vater Puster den sauberen Musjöh.

„So geht es nicht weiter, mein Söhnchen“, meinte er, die Stirn in sorgenvolle Falten legend. „Es ist Zeit, daß du dir einen Beruf wählst. Deine Brüder haben sich bereits ein eigenes Nest gebaut, liebreizende Schwiegertöchter haben sie mir zugeführt. Jetzt entscheide dich: Willst du Schneider, Schuster, Musikant, Baumeister, Lehrer, Doktor oder Richter werden — piep?“

Aber der kleine Herumtreiber schnitt zu allen Vorschlägen ein Gesicht; nichts paßte ihm.

„Ich möchte die Welt kennen lernen, Vater“, sagte er endlich.

„Wen — was?“ Vater Pluster schob die Federn vom Ohr, um besser zu hören. „Piepmaß“ — Vater tippte gegen seine Stirn. „Die Welt will so ein Knirps kennen lernen, hat man sowas schon erlebt! Ahtzehn Kinder habe ich gehabt, und alle sind sie im Lande geblieben und nähren sich redlich. Ist dir unsere Gasse vielleicht nicht groß genug, wie? Viel größer ist die Welt auch nicht. Flieg hinauf zum Wetterhahn, das ist die höchste Spitze auf der Erde, da kannst du nach der einen Seite bis zum Marktplatz und nach der anderen sogar die Stadtmauer sehen. Da überblickst du die ganze Welt — piep.“ Und der Vater schüttelte so aufgeregt sein rundes Köpfchen über den tollkühnen Sprößling, daß die Federn stoben.

Piepmaß aber gab sich nicht zufrieden.

Dah — den Wetterhahn hatte er schon oft erstiegen, er wollte die Welt kennen lernen, die lachende lustige Welt, von der sein Freund ihm erzählte.

Piepmaß hatte einen Freund, den einzigen, mit dem er sich nie gebissen, weil der nämlich in einem Bauer am Fenster gefangen saß. Er war ein Ausländer, trug ein zitronengelbes Röckchen und war seines Zeichens ein Sänger. Der war in seinem Leben weit herumgekommen und erzählte seinem Freunde die herrlichsten Geschichten.

Eines Tages flog Piepmaß kurz entschlossen vor seine Eltern.

„Morgen wandere ich in die Fremde“, erklärte er mit unverschämter Bestimmtheit.

Mutter begann zu weinen, Vater zu fluchen, aber Piepmaß blieb fest.

So band Frau Pluster ihrem Jungen denn noch einen wollenen Schal um den Hals, damit er sich auch ja nicht da draußen in der Welt erkälte. Herr Pluster aber gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit an den reichen Oheim, der irgendwo im Kirschbaum wohnte.

Und mit fröhlichem „Piep“ flog Piepmaß in die unbekannte Welt.

Daheim aber in der Gasse atmeten sämtliche Bewohner, die Spazien, der Schimmel, der Hofhund und alle Menschen, groß und klein, erleichtert auf — den Gassenjungen war man los!

Fröhlich zwitschernd wie ein singender Handwerksbursch zog unser Piepmaß seines Weges.

Er flog durch Straßen, die tausendmal schöner waren als die heimatliche Gasse, über stattliche Häuser, die ihr Haupt noch höher reckten als der Wetterhahn daheim.

Und dann war er plötzlich draußen in einer anderen Welt. Da gab es nichts als blumige Wiesen, goldene Felder, lachenden blauen Himmel und jubelnde Vögel.

Da schwang auch Piepmaß sich jauchzend in die Lüfte — wie schön war doch die Welt!

Aber die kleine Lerche, die neben ihm aufstieg, hielt sich die niedlichen Ohren zu.

„Hör auf — hör auf — du unmusikalischer Geselle, dein Gesang ist ja nicht mitanzuhören.“

Schon wollte Piepmaß eine passende Antwort geben, da sah er, wie allerliebste das kleine Lerchenfräulein war, deren Unwillen er erregt. Dagegen konnten sich die Sperlingsmädels in der Gasse verstecken. Was würden die für Augen machen, wenn er mit solch einem Weibchen heimkehrte!

Und kurz entschlossen fragte er das schlanke Fräulein, ob sie ihn heiraten wolle.

Aber die Lerche lachte und rief: „Dich schmutzigen Burschen in dem zerlöcherten Rock — tirlilili — tirlilili — — —“ Er hörte ihr helles Lachen noch, als er schon ein ganzes Stück weiter geflogen.

Und wie bei dem kleinen Lerchenfräulein erging es Piepmatz allerorten. Die Vogelmädchen, die sich in den Zweigen schaukelten, zwitscherten: „Seht nur den garstigen Spatz!“ Die Wirte warfen ihn aus ihrem Gasthaus, weil er die Zeche nicht bezahlen konnte. Die grauröckigen Späßen, denen die Kirschbäume gehörten, wiesen den rußigen Gefellen, der nicht einmal ein Handwerk verstand, von der Schwelle. Selbst der reiche Oheim wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Da merkte Piepmatz, daß es da draußen in der Welt doch nicht so schön war, wie es den Anschein hatte. Und er sehnte sich nach der engen Heimatsgasse zurück.

Aber er mochte nicht nach Hause kommen, bis er es zu etwas gebracht hatte. Wenn er nur in seiner Jugend irgend etwas gelernt hätte! Doch er verstand nichts weiter, als zu raufen und zu stehlen, darin bekam er denn nach und nach eine wahre Meisterschaft. Er zog als Landstreicher vom Roggenschlag zum Erbsenfeld, maufte den Bauern ihre vollsten Halme fort und zankte sich mit allen Vogelscheuchen herum.

Das war ein ungebundenes Bagabundenleben im Sommer, aber wenn der Winter mit seinem Schneebesen die Felder kahl kehrte, erging es dem armen Spatz meist recht jämmerlich. Nicht immer fand er eine warme Tenne zum Unterkriechen, oft war er dem Erfrieren nahe.

So schwand ein Jahr nach dem andern, und der braune, volle Haarschopf von Piepmatz, Mutters einstiger Stolz, wurde grau und kahl.

Im rechten Flügel bekam er die Gicht und im linken Bein Rheumatismus — da merkte er, daß er alt geworden.

Jetzt endlich beschloß er heimzukehren.

Eine mühselige Wanderung! Denn er war nicht mehr der leichtbeschwingte Bursch, als der er ausgeflogen. Schwerfällig flatterte er seiner Heimat zu, aber je näher er kam, desto schneller flog er, die freudige Erwartung gab ihm jugendliche Kräfte.

Die würden in der Gasse Augen machen, daß Piepmaß Pluster, der Gassenjunge, wieder da war!

Spät am Abend war's, als er endlich das väterliche Dach erreichte. Ermattet sank er auf den ersten besten Dachziegel nieder.

Nein — wie war die Gasse klein und eng und war ihm doch während seiner Kindheit als weite, weite Welt erschienen! Und so fremd sah es ringsum aus, alles neue, ganz moderne Nester, die lieben alten Wohnungen zerfallen oder abgerissen.

Fremde Bewohner — keine Spur von den Eltern, den Gevattern, Müttern und Basen. Alles gestorben oder verdorben.

Selbst der Wetterhahn war nicht mehr der alte.

Kein Sperling kannte ihn wieder, keiner wollte ihm Obdach gewähren. Man drohte dem alten Eindringling sogar mit der Polizei. Und als er ganz kleinlaut fragte, ob denn niemand mehr etwas von Piepmaß Pluster, dem Gassenjungen, wüßte, da hackten sämtliche Späßen wütend auf ihn ein.

Was — der abgerissene Landstreicher, dieser gebrechliche, elende Tunichtgut, wollte ihnen weismachen, daß er der tollkühne Gassenjunge wäre, mit dem die Sperlingseltern ihre unartigen Kleinen schreckten?

Traurig schlich sich der greise Piepmaß davon — hätte er die Gasse doch nie wiedergesehen!

Wie vergänglich war doch alles auf Erden!

Und als er gerade zu diesem philosophischen Schluß gekommen, fühlte er plötzlich scharfe Krallen im Nacken, sah grüne, feurige Katzenaugen über sich funkeln und vernahm ein langgezogenes Miau.

Piepmax Pflaster war nicht mehr — der Kater hatte ihn mit Haut und Haar gefressen.

Sein Name aber lebt noch heute in der Gasse.

